1,40 DM / Band 104

Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Portaguerra

Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 65



Portaguerra

John Sinclair Nr. 104

von Richard Wunderer

erschienen am 01.07.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Portaguerra

Das Berghotel auf dem Col du Lauterset in den französischen Alpen war voll belegt. Am Mittag waren neue Gäste mit der Seilbahn gekommen, eine Gruppe englischer Touristen. Das Pächterehepaar Lerois hatte alle Hände voll zu tun, um das Personal zu unterstützen. Bei dem Berghotel handelte es sich schließlich nicht um eine Schutzhütte, sondern um ein erstklassiges Hotel. »Das darf doch nicht wahr sein!« donnerte Pierre Lerois. Sein Blick fiel auf die Terrasse, auf der drei junge Männer in Bergausrüstung standen, mit zwei hübschen Touristinnen flirteten und unbeschwert lachten. »Mon dieu! Wir schuften hier drinnen, und unsere Herren Söhne vergnügen sich!« Er riß das Fenster der Küche auf und lehnte seinen massigen Oberkörper hinaus. »Jean! Jacques! Jerome!« brüllte er.

Beim Klang seiner Stimme zuckten die Touristinnen zusammen. Es hörte sich an, als habe sich am Col du Lauterset eine Lawine gelöst und donnere jetzt ins Tal.

Die drei jungen Männer kannten das. Ungerührt drehte sich Jerome, mit dreiundzwanzig Jahren der älteste der Brüder, zu seinem Vater um. »Adieu, Papa! Bis heute abend!«

»Ihr könnt uns jetzt nicht im Stich lassen!« tobte Pierre Lerois und wurde krebsrot im Gesicht. »Wohin, zum Teufel, wollt ihr? Das Haus ist voll! Wir…«

»Nur ein kleiner Spaziergang in die Nordwand«, rief Jean, der Jüngste, zurück. »Zum Abendessen sind wir rechtzeitig zurück, Papa!«

Die Wut des Hotelbesitzers schmolz. Wenn sein Jüngster, mit einundzwanzig Jahren immerhin auch schon ein erwachsener Mann, etwas sagte, war Pierre Lerois hilflos. Er war auf alle seine Söhne stolz, aber der Jüngste war sein Liebling.

Brummend zog er den Kopf wieder zurück. Hätte er nur dieses eine Mal nicht nachgegeben! Und hätte er daran gedacht, daß die Nordwand des Col du Lauterset auch Todeswand hieß!

»Diese verdammten Kerle!« schimpfte er, und in seiner Stimme schwang unüberhörbar Anerkennung mit. »Sind die besten Bergsteiger der ganzen Gegend! Aber um die Arbeit drücken sie sich!«

»Du warst früher auch nicht anders, Pierre«, sagte seine algerische Frau Anouk. »Es gab keinen Berg, auf den du nicht geklettert bist!«

»Schon richtig!« Pierre Lerois lächelte wohlgefällig über seine eigenen Leistungen.

»Heute geht es bei dir nicht mehr«, fügte sie hinzu, und ihre schwarzen Glutaugen blitzten spöttisch auf. »Zu viel Wein und zu gutes Essen! Mit deinem Bauch würdest du wie ein Stein abstürzen!«

Pierres Lächeln erlosch. »Hexe«, murmelte er und sah seinen Söhnen nach, die noch einmal fröhlich winkten und bald darauf hinter den wild aufgetürmten Felsen des Gipfelplateaus verschwanden.

Pierre Lerois sah seine drei Söhne nicht zum letzten Mal, jedoch zum letzten Mal lebend…

Jean, Jacques und Jerome steuerten mit kräftesparenden, elastischen Schritten der Nordwand zu. Alle drei hatten die dunkle Haut der algerischen Mutter, die schwarzen Augen und die geschmeidigen Bewegungen geerbt. Vom Vater hatten sie die kraftstrotzenden Gestalten.

Sie waren in drei aufeinanderfolgenden Jahren geboren worden, Jean mit den schwarzen Haaren der Mutter und Jerome mit den blonden des Vaters. Nur über Jacques, den Mittleren, zerrissen sich die Leute den Mund, woher wohl seine roten Haare stammten. Sogar seinem Vater kamen auch heute, zweiundzwanzig Jahre nach Jacques Geburt, noch manchmal Zweifel. Nur Mutter Anouk wußte, daß auch dieser

Junge von ihrem Pierre war. Irgendein rothaariger Vorfahre hatte durchgeschlagen.

Die drei Lerois-Brüder, alle unverheiratet, waren die begehrtesten Junggesellen in weitem Umkreis. Überall drehten sich die Mädchen nach ihnen um, auch im nahen Grenoble, wenn sie in eine Bar oder eine Diskothek einfielen, um eine Nacht durchzufeiern. Sie waren jung, sahen blendend aus, waren wild und noch ungezügelt.

Richtige Kerle, von denen Mädchen träumen.

Und sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel. Daran dachte noch heute ein paar Rabauken aus dem Tal, die wegen einer Mädchengeschichte vor einigen Jahren Jean aufgelauert und übel zugerichtet hatten. Jacques und Jerome hatten erst ihren jüngeren Bruder ins Krankenhaus gebracht. Anschließend bekamen die Schläger Zahnund Kopfschmerzen. Es hatte sich in diesem Teil der französischen Alpen herumgesprochen. Seither ließ man die Lerois-Brüder lieber in Ruhe.

Jerome ging voran. Der Älteste war immer der Anführer der verschworenen Gemeinschaft gewesen.

»He, lauf nicht so!« rief Jean, der das Schlußlicht bildete. »Oder willst du möglichst schnell wieder zu den Engländerinnen zurück?«

Jerome wandte für einen Moment den Kopf. »Paß auf deinen losen Mund auf!« warnte er lachend. »Das sind zwei ganz tolle Käfer, aber eben nur zwei. Nicht wahr, Jacques, die teilen wir beide unter uns auf. Der Kleine soll seinen Teddybären aus der Spielkiste holen.«

»Gute Idee«, stimmte Jacques zu. »Mutter kann ihm Grießbrei kochen. Danach schläft es sich gut!«

»Ich werde euch beiden gleich…«, rief Jean aufgebracht, aber das schallende Gelächter seiner Brüder ließ erkennen, daß er ihnen auf den Leim gegangen war. Er war nicht nachtragend und lachte mit.

Ihre derben Schuhe stießen gegen lockeres Geröll. Am Wegrand standen große Warntafeln. In flammend roter Schrift und in mehreren Sprachen wurde vor der Nordwand gewarnt. Der Einstieg war nämlich so einfach, daß sich immer wieder Halbschuhtouristen verleiten ließen. Aber einmal in der Wand, fanden die meisten keinen Weg mehr zurück. Etliche waren schon abgestürzt. Den Lerois-Brüdern konnte so etwas nicht passieren. Jeder von ihnen war trotz der sommerlichen Hitze warm angezogen. In der Nordwand war es empfindlich kalt. Jeder trug einen Rucksack, Jerome über der Schulter das Seil.

»Wie weit steigen wir denn hinunter?« fragte Jean, als sie die letzte Warntafel passierten.

»Mal sehen«, gab Jerome zurück und deutete nach vorne. »Da ist doch einer in der Wand!«

Jacques beugte sich zur Seite. Sie gingen bereits auf dem schmalen

Weg, der in die Todeswand hineinführte. »Ich sehe nichts!«

»Jetzt ist er wieder verschwunden.« Jerome blieb stehen und schüttelte den Kopf. »Hat gar nicht wie ein Bergsteiger ausgesehen. Eher wie eine Frau in einem langen Nachthemd.«

»Du spinnst«, erklärte Jean grinsend. »Frauen, Frauen, Frauen! Überall siehst du Frauen! Du bekommst eines Tages noch einen Koller.«

Jacques lachte mit dem Jüngsten, aber Jerome blieb ernst. Langsamer ging er weiter, bis der gebahnte Weg zu Ende war. Tief unter sich sahen sie das Tal, durch das sich die Eisenbahn wie ein dunkler Wurm schlängelte. Direkt zu ihren Füßen lag Modane, Bahnstation und letzte Stadt vor der italienischen Grenze. Der Col du Lauterset schien die aus dieser Höhe wie Spielzeug wirkenden Häuser zu erdrücken.

Wenn sie den Blick hoben, hatten sie ein herrliches Panorama vor sich. Die Sicht war klar und reichte bis nach Italien hinein. Hätte es nicht die aus Staub und Abgasen gebildete Schicht über der Großstadt gegeben, hätten sie sogar Turin erkennen können. So aber genügte ihnen das Panorama der Gipfel, von denen sie jeden einzelnen kannten, weil sie ihn schon bestiegen hatten. Die Augustsonne tauchte die Berge in goldenes Licht.

»Dann wollen wir!« rief Jacques aufmunternd. »Oder schläfst du, Jerome?«

Zögernd ging Jerome Lerois drei Schritte vor und kniete nieder.

Er deutete auf eine Stelle des Untergrundes, der hier aus sandiger Erde bestand. Als Jerome den Kopf wandte, blickten seine Brüder in ein bleiches Gesicht.

»Das ist ein Abdruck«, murmelte Jerome betroffen. »Seht ihn euch an!«

Er stand auf und stieg vorsichtig darüber hinweg. Dabei rutschte er von einem glatten Stein ab. Sein Schuh rammte in den Abdruck.

Jerome murmelte eine Verwünschung.

»Na und, was ist damit?« erkundigte sich Jean achselzuckend.

»War der Abdruck so wichtig?«

»Es war… es war …«, stotterte Jerome. Er sah seine Brüder aus großen Augen an. »Es war der Abdruck eines Skeletts!«

Sekundenlang starrten ihn Jean und Jacques sprachlos an, dann warfen sie gleichzeitig die Köpfe in den Nacken und lachten schallend los.

»Vorwärts, geh weiter!« rief Jacques mit Tränen in den Augen.

»Du willst uns verkohlen!«

»Nein, wirklich, es ist…«

»Ach, sei still!« Jean wurde ärgerlich. Er drängte sich an die Spitze und schritt rasch auf der Route voran, die sie schon ein paarmal

benutzt hatten, um in die Wand einzusteigen. Jacques folgte ihm kopfschüttelnd, und Jerome blieb nichts anderes übrig, als sich anzuschließen.

Er war jedoch unter der braunen Haut leichenblaß geworden und biß die Zähne zusammen, daß sich seine Wangenmuskeln scharf abzeichneten.

Fünf Minuten später begann die eigentliche Wand. Hier kamen sie nur mehr voran, indem sie sich von einem Vorsprung zum anderen gleiten ließen, sich seitlich auf kaum handbreiten Felsenbändern entlang schoben, stellenweise in engen Kaminen nach unten rutschten und mit Fingerspitzen und den harten Rändern ihrer Bergschuhe an Stellen Halt fanden, die ein anderer nicht einmal mehr entdeckt hätte.

Die drei jungen Männer kletterten schweigend und konzentriert.

Sie genossen es, ihre Kräfte mit dem Berg zu messen. Jeden Muskel angespannt, kämpften sie sich Meter für Meter tiefer, bis sie die »Nase« erreichten, einen Felsvorsprung, auf dem bis zu sieben Mann Platz fanden.

»Pause«, bestimmte Jean. Seine Augen leuchteten, als er seinen Brüdern entgegensah. »Wir…«

Er brach mit einem erstickten Röcheln ab. Von der »Nase« lief ein Felssims weiter, bog scharf um eine Felskante und verschwand aus ihrem Blickfeld.

Hinter dieser Felskante tauchte eine bleiche Hand auf, schnellte wie eine zustoßende Schlange vor und traf Jean an der Schulter.

Der junge Mann stand fest auf beiden Beinen, doch der fürchterliche Schlag riß ihn nach hinten. Jacques und Jerome sahen seine entsetzt geweiteten Augen, in denen das Weiße gespenstisch schimmerte, seinen aufgerissenen Mund, hörten seinen grauenhaften Schrei und mußten hilflos mitansehen, wie ihr Bruder rücklings über die Kante hinauskippte.

Sein Todesschrei verhallte in der Tiefe…

Jacques taumelte zwei Schritte vor. Verzweifelt und fassungslos hob er die Hände, als wolle er nach dem Bruder greifen, dem niemand mehr helfen konnte.

Jerome ließ sich fallen und schob sich vor, bis sein Kopf über dem Abgrund hing. Sein Verstand faßte das Grauen noch nicht. Tief unter ihm wirbelte Jeans Körper durch die Wand, prallte gegen einen Vorsprung und wurde weggeschleudert, fiel und fiel, streifte erneut die Felsen und drehte sich wie ein Rad.

Die Dunkelheit am Fuß der Todeswand schluckte Jean…

Neben Jerome erklang ein trockenes Schluchzen. Er hob den Kopf. Jacques stand wie zu Stein erstarrt auf der »Nase«, das Gesicht zu einer Maske gefroren.

»Paß auf!« brüllte Jerome. Er kam nicht schnell genug auf die Beine,

als hinter der Felskante wieder der tückische Arm hervorschnellte. Aber Jacques stand nicht so nahe wie Jean. Die bleiche Hand fuhr ins Leere. Ein wütender Schrei erscholl. Jacques wirbelte herum und wich zurück, als im nächsten Moment Jeans Mörder auftauchte.

Die Augen der beiden Männer weiteten sich ungläubig, als sie den Knochenschädel unter der schwarzen Kapuze, den vorne aufklaffenden bodenlangen Mantel und darunter den mumifizierten Körper sahen.

Das war Wahnsinn, durchfuhr es Jerome. Wahnsinn! Der reinste Horror! Eine Mumie, die sich bewegte und auf dem schmalen Grat ausschritt, als wäre es ein breiter Weg!

Die Schrecksekunde wurde den beiden zum Verhängnis. Jacques war so geschockt, daß er sich nicht von der Stelle rührte.

Jerome dachte schneller als sein Bruder. Er erkannte, daß sie gegen dieses Wesen hilflos waren, was immer das auch sein mochte.

»Weg hier!« schrie Jerome und packte Jacques am Arm. Mit einem kraftvollen Ruck riß er seinen Bruder zu sich.

Doch in diesem Moment schnellten die Hände der Mumie vor.

Die hageren Finger, an denen sich welke, pergamentene Haut über die Knochen spannte, krallten sich in Jacques anderen Arm.

Ein ungleicher Kampf entbrannte. Jacques brüllte vor Grauen und Schmerz. Seine Füße scharrten über den Felsen. Er konnte das Gleichgewicht nicht mehr halten. Je nachdem, wer kräftiger zog, schwankte er nach links oder nach rechts.

Sein Kopf pendelte hin und her. Mal stierte er in die gelbliche Fratze der Mumie mit dem kleinen, tückischen Augen tief in den knöchernen Höhlen und den gefletschten, langen Zähnen, dann sah er das vor Anstrengung und Entsetzen verzerrte Gesicht seines Bruders.

Es war ein lautloser Kampf, was Jerome und die Mumie betraf.

Und Jacques Schmerzens-und Verzweiflungsschreie erstarben Sekunden später, als er ohnmächtig zusammenbrach.

Das war das Ende! Kaum knickten Jacques Beine in den Knien ein, als Jeromes Hände von seinem Arm abglitten. Jerome konnte die zusätzliche Last nicht mehr halten.

Aus dem Maul der Mumie schlug Jerome gellendes, höhnisches Gelächter entgegen.

Der schlaffe Körper flog wie eine Gliederpuppe mit schlenkernden Armen und Beinen hoch und über den Rand der »Nase« hinaus. Es traf Jerome wie ein Schlag. Auch sein zweiter Bruder war dem Tode geweiht, rettungslos verloren, mußte in wenigen Sekunden am Fuß der Wand zerschmettern!

Jerome handelte instinktiv. Diesem Scheusal konnte er nicht standhalten. Ohne klar zu denken, begriff er, daß er es mit einem Wesen aus einer anderen Welt zu tun hatte und nicht mit einem lebenden Menschen.

Noch ehe ihn die Mumie packen konnte, warf er sich herum und hastete zurück. Er mußte aus dieser Wand heraus und im Hotel Hilfe holen! Mein Gott, dachte er, wie weit doch die Menschen entfernt sind! Niemand ahnt, welches Grauen sich hier in der Wand abspielt! Niemand hat auch nur die leiseste Idee, daß ein Scheusal in der Nordwand auf Opfer lauert!

Die ersten Meter ging es ganz gut. Jerome hastete auf dem Felssims entlang, die Arme über den Kopf erhoben und gegen die Felswand gepreßt. Seine Fingerkuppen schrammten über den Stein, krallten sich für Bruchteile von Sekunden fest, rutschten ab, wanderten weiter. So schnell wie noch nie in seinem jungen Leben setzte er den linken Fuß seitlich, zog den rechten nach, schob wieder den linken Fuß voran. Er klebte förmlich an der Felswand, dachte nicht mehr an den Abgrund unter sich, an die fünfhundert oder sechshundert Meter, die er stürzen würde, wenn er den Halt verlor.

Er wollte nur noch weg, möglichst weit von dieser mordenden Bestie, die seine beiden Brüder umgebracht hatte!

Dann war das Sims zu Ende. Von hier an mußte Jerome senkrecht nach oben klettern.

Bevor er sich an den Aufstieg machte, drehte er kurz den Kopf nach rechts. Und stieß ein heiseres Stöhnen aus.

Die Mumie folgte ihm mit einer Schnelligkeit, die er nicht einmal dem geübtesten Bergsteiger zugetraut hätte. Ihn peitschte die Todesangst voran, aber dieses Monster wurde von Mordgier getrieben.

Er schnellte sich hoch, griff nach einem fingerbreiten Vorsprung, spürte den brennenden Schmerz in den aufgeschundenen Fingerspitzen und biß die Zähne zusammen. Seine Arme spannten sich an. Mit einem Klimmzug brachte er sich außer Reichweite der Mumie, quetschte die Füße in eine waagrecht verlaufende Spalte, schob sich höher und griff nach.

Weiter!

Jetzt befand er sich schon drei Körperlängen über dem Sims.

Geschafft!

Für einen Moment atmete er tief durch. Dann blickte er unter sich.

Er sah eben noch, wie die Mumie einem Schatten gleich die Felswand heraufglitt, sah die Hand, die nach ihm griff.

Im nächsten Augenblick spürte er den eisernen Druck der eiskalten Finger an seinem Knöchel, schrie gellend auf und legte seine ganze Kraft in die Hände. Er krallte sich fest und stieß mit dem rechten Fuß nach der Mumie.

Er konnte sie nicht abschütteln. Die Hand löste sich nicht von seinem Knöchel.

Mit einem mörderischen Ruck riß ihn die Mumie aus der Wand, Jerome kippte nach hinten. Sein Schrei verhallte ungehört.

Er fühlte sich schwerelos, fiel mit ausgebreiteten Armen, riß die Augen auf und sah Berge und Himmel in einem rasenden Wirbel vorbeiziehen.

In den Sekunden des Sturzes schossen ihm Bilder durch den Kopf, die Gesichter seiner Brüder und seiner Eltern. Jetzt verloren sie auch den dritten Sohn, dachte er noch.

Dann prallte er gegen den ersten Felsvorsprung. Der Aufschlag löschte sein Bewußtsein aus.

Jerome Lerois spürte nicht mehr, daß er noch dreimal gegen die Wand stieß, ehe er dicht neben den Leichen seiner Brüder am Fuß der Wand aufschlug…

Das schaurige Gelächter der Mumie war der Totengesang für die drei Lerois-Brüder.

***

Bill Conolly hielt einladend die Whiskyflasche hoch und sah mich fragend an. Ich schüttelte den Kopf und legte die Hand über mein Glas.

»Nein, danke, Bill, nichts mehr«, wehrte ich ab. »Auch wenn du mich betrunken machst, bleiben die Schwierigkeiten.«

Der Reporter grinste breit. »So war das nicht gemeint, John. Dann vielleicht einen Saft?«

Ich winkte noch einmal ab. »Du willst nur von den Schwierigkeiten ablenken, Bill«, meinte ich lächelnd. »Aber es hilft nichts. Ich bin und bleibe Oberinspektor bei Scotland Yard, muß meinen Dienst tun und kann im Moment keinen Urlaub nehmen, um mich um diese Sache in den französischen Alpen zu kümmern.«

»Na ja, schon, das sehe ich ein«, druckste Bill herum. »Aber… du hast doch im Moment keinen wichtigen Fall, oder? Und das spurlose Verschwinden dieser drei jungen Männer in Frankreich ist sehr mysteriös.«

Ich griff seufzend nach meinen Zigaretten. Draußen im Garten von Bills schönem Haus am Stadtrand von London spielte der kleine Johnny mit einigen Kindern aus der Nachbarschaft. Die Sonne schien warm, Bill hatte die Terrassentür geöffnet. Die Gardinen bauschten sich in dem leichten Lufthauch, der zu uns herein zog. Da Bills Frau Sheila für ein paar Tage verreist war, hatte ich angenommen, Bill hätte mich aus Langeweile eingeladen, und da ich an diesem Dienstag frei hatte, war ich gekommen. Und nun präsentierte er mir einen möglichen Fall.

»Du hast ja recht, Bill«, gab ich zu, während die ersten Rauchschwaden um die Deckenlampe zogen. »Aber wie bekomme ich einen offiziellen Auftrag des Yard? Oder wenigstens ein paar freie Tage, um mir die Sache selbst anzusehen? Außerdem bin ich kein

Bergsteiger, wie du weißt.«
»Macht nichts«, erklärte Bill großzügig. »Shaun Loughelin wird dir in allen Punkten helfen. Mit seiner Unterstützung könntest du sogar den Himalaja besteigen.«
»Da bin ich aber beruhigt«, murmelte ich. »Diese drei jungen Männer sind also spurlos verschwunden?«
»Wie vom Erdboden verschluckt!« Bill beugte sich eifrig vor. Er merkte, daß ich mich für den Fall zu interessieren begann. »Sie sind in die Todeswand eingestiegen, dafür gibt es zwei Zeugen, zwei englische Touristinnen. Es gibt nur eine Route durch die Nordwand des Col du Lauterset. Sie müssen unterwegs abgestürzt sein. Shaun Loughelin meint, es gäbe nur ein gut übersichtliches Geröllfeld, auf dem ihre Leichen liegen könnten. Als ihn der Vater der Lerois-Brüder anrief und um Hilfe bat, stieg er sofort zu dem Geröllfeld auf, aber da waren keine Leichen. Die Brüder waren aber auch nicht mehr in der Wand. Sie sind wie vom Erdboden verschluckt.«
»Es kommt häufig vor, daß Menschen in den Bergen verschwinden, weil sie in Felsspalten stürzen«, wandte ich ein.
»John, willst du nicht verstehen?« rief Bill erregt. »Mein alter Freund Shaun Loughelin ist Bergführer. Ein erfahrener Bergsteiger. Er lebt seit vielen Jahren in Modane. Er selbst kennt die Todeswand wie seine eigene Hosentasche! Wenn er sagt, daß es keine Erklärung für das Verschwinden der drei Brüder gibt, dann gibt es auch keine. Zumindest keine natürliche«, schränkte er ein und federte aus seinem Sessel hoch, weil es draußen im Garten großes Geschrei gab.
Der kleine Johnny, Bills und Sheilas Sohn und mein Patenkind, der ganze Stolz seiner Eltern, hatte sich mit den anderen Kindern in die Wolle gekriegt. Bill griff schlichtend ein und kam fünf Minuten später grinsend zurück.
»Diese Rangen!« Er warf sich in seinen Sessel und runzelte die Stirn. »Wo war ich stehengeblieben? Ach so, bei der Todeswand. Es gibt eine alte Legende von einem Magier. Shaun hat sie nur kurz erwähnt, als er mich anrief und um Hilfe bat.«
»Würde ich an jeden Ort fahren, an dem es eine Legende über einen Magier gibt, wäre ich ständig unterwegs, Bill.«
Mein alter Freund und Kampfgefährte aus den Tagen vor seiner Ehe schenkte sich noch einen Whisky ein. Dabei runzelte er die Stirn und warf mir einen knappen Blick zu.
»Ich würde selbst fahren, wäre Sheila hier, John. Ich kann den kleinen Johnny aber nicht allein lassen.«
»Schon gut, Bill«, beruhigte ich ihn. »Ich versuche es wenigstens.«
Ich zog mir das Telefon heran und staunte selbst, wie leicht es ging. In fünf Minuten hatte ich die Erlaubnis, halboffiziell nach Frankreich zu fahren. Der Yard übernahm die Spesen. Stellte sich Bills Verdacht

als richtig heraus, sollte ich mich mit den französischen Behörden in Verbindung setzen. War es eine Fehlanzeige, sollten die Spesen auf der Verlustseite gebucht werden.
»Großzügig«, meinte Bill anerkennend, als ich ihm das Ergebnis meines Telefongesprächs mitteilte. »Aber andererseits bist du einer der wenigen Spezialisten im Kampf gegen das Böse. Der Yard darf dich nicht eifersüchtig hüten wie einen persönlichen Schatz.«
»Immer edel!« rief ich grinsend. »Wir helfen der Welt, wie schön!«
Bill reagierte kaum auf meinen Scherz. Er war in Gedanken ganz mit dem Problem seines Freundes Shaun Loughelin beschäftigt.
»Wen nimmst du mit, oder fährst du allein?«
»Wahrscheinlich fahre ich solo. Suko ist mit seiner Shao irgendwo in Wales, und du kannst nicht. Ich werde Jane fragen. Vielleicht hat sie Lust, mich zu begleiten.«
Weitere zehn Minuten später hatte ich die Zustimmung der hübschesten Privatdetektivin der Welt in der Tasche.
»Sie freut sich auf die Reise«, meldete ich Bill, der alles sehr erleichtert aufnahm. »Eines macht mir allerdings Sorge.«
Sofort verdüsterte sich sein Gesicht. »Und das wäre?« fragte er gespannt.
»Die Brüder Lerois sind vor einem Monat verschwunden, Bill. Wer weiß, ob es noch Spuren gibt.«
»Du wirst das schon schaukeln, John!« erklärte sein Freund voller Zuversicht, und was sollte ich darauf antworten? Ich bin eben auch nur ein Mensch und höre von Zeit zu Zeit ganz gern, daß jemand meine Leistungen anerkennt.

***

Mit dem Flugzeug wäre es schneller gegangen, aber es war nicht zu leugnen, daß ich für eine Behörde arbeitete, die mit Steuergeldern sparsam umging. Jane und ich mußten den Zug nehmen, und das bedeutete dreimal umsteigen. Das erste Mal, als wir auf die Kanalfähre gingen, das zweite Mal in Paris und das dritte Mal in Grenoble, nun schon mitten in den Alpen, die sich von ihrer schönsten Seite präsentierten. Die Sonne strahlte vom tiefblauen Himmel. Die Bergspitzen hoben sich scharf und klar davon ab. Um einige hing ein Wolkenband wie eine Halskrause. In manchen Tälern unterhalb der Gipfel lag ewiger Schnee.
Wir hatten in dem Zug von Grenoble nach Turin Fensterplätze bekommen. Außer uns saß nur noch ein nervöser, schmalbrüstiger junger Mann im Abteil, der ständig auf seine Uhr sah. Für einen Moment überlegte ich, warum er es wohl so eilig hatte. Vielleicht hing sehr viel für ihn davon ab, daß der Zug keine Verspätung hatte. Man weiß schließlich nie, was in seinen Mitreisenden vor sich geht.

Jane lenkte mich ab, indem sie ihre Hand auf meine legte. Der Zug ging in eine Kurve. Die Sonnenstrahlen wandelten durch das Fenster und ließen Janes Haar wie pures Gold aufleuchten. Um ihre Lippen lag ein weiches Lächeln.

»Weißt du, John, was ich an den Bergen so schön finde?« fragte sie lachend. »Sie schaukeln nicht so wie unsere Kanalfähre! Wenn ich noch daran denke!«

»Ja, ja, wir hatten ganz schön rauhe See«, murmelte ich und streifte mit Blicken Janes von der langen Fahrt etwas knautschige rote Wickelbluse und die nackten Schultern. Ihre Haut schimmerte wie Alabaster und lenkte mich ganz gehörig von den eigentlichen Problemen dieser Reise ab. »Bist du nicht ein wenig zu luftig für die Berge angezogen, Darling? Wir müssen immerhin auf den Col du Lauterset hinauf, und da kann es ganz schön kalt sein.«

Jane deutete über sich in das Gepäcknetz. »Ich bin auf alles vorbereitet, John.« Sie beugte sich vor und flüsterte mir ins Ohr: »Starr mich nicht so an, John. Es genügt schon, wenn der Knabe da drüben Stielaugen bekommt.«

Jetzt merkte auch ich, daß unser Mitreisender Jane mit Blicken verschlang. Das machte mich zwar eifersüchtig, gleichzeitig aber war ich aber auch stolz auf Jane. Wir waren schließlich eng befreundet und gingen nicht nur gemeinsam auf Geisterjagd.

»Wie weit ist es noch?« erkundigte sich Jane.

Ich warf einen Blick aus dem Fenster. Der Zug bremste vor einer langgezogenen Kurve. Die Bremsen faßten kreischend.

»Das könnte schon Modane sein«, sagte ich zu Jane und ließ meinen Blick über das Bergpanorama schweifen. Schade, daß wir nicht als gewöhnliche Touristen kamen. Hinter der Kleinstadt stieg eine düster und drohend wirkende Felswand senkrecht in den Himmel. Sehr malerisch, für uns aber ein hartes und gefährliches Stück Arbeit, wenn Bills Vermutungen stimmten. Falls der Reporter keine Gespenster gesehen hatte, lauerten in dieser Wand meine dämonischen Feinde, die von der Hölle geschickt wurden, um die Menschen zu terrorisieren.

Der Schmalbrüstige nickte heftig. »Modane, Modane!« rief er und deutete nach draußen. Ich nickte ihm dankend zu und wuchtete Janes und meine Koffer aus dem Gepäcknetz. Als auch Jane sich mit einem Kopfnicken revanchierte, wurde der Junge feuerrot im Gesicht. Der Mund blieb ihm offen stehen, als sich Jane an ihm vorbei auf den Gang schlängelte. Fairerweise gebe ich zu, daß es mir an seiner Stelle wahrscheinlich nicht viel anders ergangen wäre. Jane war schon eine Augenweide, wie ihre Hüften so hin und her schwangen, um die Stöße des Wagens auszugleichen! Ich seufzte tief auf. Es wäre eine feine Sache gewesen, mich zusammen mit Jane in einer schnuckeligen

Berghütte einzuigeln und nur gelegentlich die Nase ins Freie zu stecken, damit wir hinterher sagen konnten, wir hätten auch etwas von den französischen Alpen gesehen!

Der Zug hielt mit einem harten Ruck. »Der Lokführer soll sich sein Lehrgeld zurückgeben lassen!« rief Jane wütend und rieb sich mit blitzenden Augen die Schulter, die sie sich bei der unsanften Bremsung gestoßen hatte. Sie öffnete die Tür und sprang auf den Bahnsteig hinaus. Ich folgte langsamer, da ich die Koffer schleppen mußte. Ich bin durchtrainiert und recht kräftig, aber die beiden Dinger hingen wie Marmorblöcke an meinen Händen.

»Hast du Pflastersteine eingepackt?« fragte ich keuchend, als ich Janes Koffer aus dem Wagen hievte.

»Das ist meine Bergausrüstung«, antwortete sie spitz. »Wenn dir der Koffer zu schwer ist, muß ich ihn eben tragen.«

»Du mißbrauchst mich«, beschwerte ich mich. »Du weißt, daß ich ein Kavalier alter Schule bin.«

»Ich höre wohl nicht richtig.« Jane tat, als ließen ihre Ohren sie im Stich. »Du und Kavalier?«

Ich kam zu keiner Verteidigung mehr, weil sich aus einer Gruppe Wartender ein wahrer Hüne schob. Ich erkannte in ihm auf den ersten Blick jenen Mann, mit dem wir Kontakt aufnehmen sollten.

Bill hatte ihn so genau beschrieben, daß es keinen Irrtum gab.

»Mr. Loughelin?« fragte ich den etwa vierzigjährigen Mann mit den wilden roten Haaren, dem breitflächigen, kantigen Gesicht und den blauen Augen. Er konnte die irische Abstammung nicht verleugnen.

Die Hand, die er mit entgegenstreckte, war eine Pranke, und der Griff trieb mir das Wasser in die Augen. Und das, nachdem ich das schwere Gepäck geschleppt hatte!

»Sie müssen Sinclair sein!« donnerte der Mann mit einer Stimme, die aus dem Keller zu kommen schien. Sein mächtiger Brustkasten sprengte fast das karierte Hemd, das sich an den Schultern spannte.

Er lachte so laut, daß sich ein paar Leute erschrocken nach uns umdrehten und sein fuchsroter Vollbart gefährlich wippte. Trotz zahlreicher Falten war sein wettergegerbtes Gesicht jugendlich geblieben.

»Ich bin John Sinclair«, bestätigte ich. »Und das ist Jane Collins, Privatdetektivin aus London!«

»Prachtvoll!« Shaun Loughelin streckte auch Jane die Hand hin.

An dem kurzen Zucken ihres Gesichts merkte ich, daß er bei ihr nicht viel vorsichtiger zupackte. »Das ist eine Frau! Mann! Dafür lohnt es sich, zehn Jahre in den Alpen herumzuklettern!«

»Ich bin aber keine Bergsteigerin«, erwiderte Jane lächelnd. »Gut, daß es jetzt im März nicht mehr ganz so kalt ist.«

»Alles zu seiner Zeit, Jane! Alles zu seiner Zeit! Ich heiße Shaun!«

Er streckte mir noch einmal die Hand entgegen, doch diesmal übersah ich sie vorsichtshalber. Ich brauchte meine Greifwerkzeuge noch im Kampf gegen Geister und Dämonen.

»Zeigen Sie uns unser Hotel, Shaun?« sagte ich rasch, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. »Oder haben Sie ein Privatquartier für uns?«

Der Riese deutete auf den Col du Lauterset. »Da oben werdet ihr wohnen. Im Berghotel. Es gehört Pierre und Anouk Lerois.« Sein eben noch so unbeschwert fröhliches Gesicht verdüsterte sich. »Die beiden sind am Ende! Drei Söhne, und alle drei verschollen. Keine Hoffnung, daß sie noch leben.«

»Mal eine ganz verrückte Frage«, warf Jane ein. »Könnten die drei nicht ganz einfach von zu Hause abgehauen sein?«

Shaun Loughelin warf ihr einen düsteren Blick zu. »Richtig, Jane, eine ganz verrückte Frage! Total verrückt!«

Damit packte er beide Koffer, als wären sie lediglich mit Daunen gefüllt, und trabte voran. Spätestens von diesem Moment an war er mir sympathisch.

***

Das Verschwinden der drei Lerois-Brüder hatte in den Zeitungen viel Staub aufgewirbelt. Es lag in der Natur der Sache, daß dieser Staub immer weniger wurde, je entfernter der Erscheinungsort einer Zeitung war. Die Lokalzeitung für Grenoble und Umgebung jedenfalls hatte sich anfangs sehr engagiert, und Raoul Gasconne, neunundzwanzigjähriger Korrespondent der Zeitung in Modane, hatte seine große Zeit erlebt.

Interviews mit den Eltern, Fotos von zwei englischen Touristinnen, bildhübschen Mädchen, die als letzte Menschen mit den Brüdern gesprochen hatten, dazu Stellungnahmen der örtlichen Gendarmen, die sich wichtig nahmen und auch wichtig machten.

Zwei Wochen lang hatte Raoul Gasconne über die Suchaktionen des seit vielen Jahren in Modane wohnenden und auch dort verheirateten Iren Shaun Loughelin berichtet und Interviews mit dem rothaarigen Bären und seiner zierlichen französischen Frau gebracht.

Doch wie es nun einmal in dieser schnellebigen Zeit war, das Interesse erlosch rasch. Es tat sich nichts mehr. Raoul Gasconne geriet mitsamt dem Nest Modane und den Lerois-Brüdern in Vergessenheit, was ihm jedoch nicht gefiel.

An diesem Tag erschien er um vier Uhr nachmittags an der Talstation der Seilbahn auf den Col du Lauterset. George Renard steckte seinen Kopf mit den schwarzen Locken aus dem Fenster des Schaltraums. Er versah den Dienst in der Talstation und nutzte ihn bei jeder Gelegenheit, um mit hübschen jungen Touristinnen anzubändeln. Und

die meisten hatten zumindest ein freundliches Wort für den gutaussehenden Zwanzigjährigen, dem man ansah, daß seine Familie erst vor einer Generation aus Italien eingewandert war.

»Hallo, Raoul!« rief George Renard. »Wieder mal nach oben? Immer noch auf Jagd nach einer Reportage?«

Gasconne zuckte die Schultern. »Jeder muß seine Brötchen verdienen«, antwortete er. »Los, mach schon!«

Doch George Renard schüttelte den Kopf. »Du wärst der einzige Fahrgast. Das lohnt sich nicht.«

Seufzend fischte Raoul einen Zehnfrancschein aus der Brusttasche und schob ihn dem jungen Mann zu. »Genügt das?«

George nickte. »Ich werde zwar wieder Krach mit Domenico bekommen, aber für Geld tue ich fast alles.«

»Du bist vielleicht einer!« Gasconne ging auf die Kabine zu. George öffnete für ihn die Tür. »Ich werde Domenico sagen, daß er dich in Ruhe lassen soll.«

Domenico Chalor bediente die Bergstation und sah es nicht gern, wenn sein jüngerer Kollege eine Extratour fuhr.

»Was willst du eigentlich oben?« rief George dem Reporter zu, während er die Kabinentür festhielt. »Du hast doch schon alles abgegrast.«

»Ich will ein paar Fotos in der Todeswand schießen«, antwortete Raoul Gasconne. »Ich kann ein paar Francs gebrauchen.«

»Wer nicht?« rief George lachend, knallte die Tür zu und ging an das Telefon im Schaltraum. Der Reporter hörte, wie er mit der Bergstation sprach. »Eine Gruppe hübscher Touristinnen kommt mit dieser Kabine!« versicherte George ernsthaft. »Du wirst sehen, Domenico! Einfach süße Puppen!«

Raoul Gasonne grinste, dann setzte sich auch schon die Kabine in Bewegung, und er schloß das Fenster. Ein kühler Wind pfiff um die einsam am Seil schwebende Kabine, die über die Rollen der Stützpfeiler holperte und den Reporter unaufhaltsam höher trug, seinem Schicksal entgegen.

In der Bergstation wartete Domenico Chalor bereits auf die Touristinnen. Er zog ein langes Gesicht, als er Gasconne entdeckte.

»Sei nicht zu böse mit dem Jungen, er hat es gut gemeint!« rief der Reporter dem im Rollstuhl sitzenden Mann zu. »Er hat mir damit einen großen Gefallen getan!«

Chalor brummte etwas, das Raoul Gasconne nicht verstand und das ihn auch nicht interessierte. Der Reporter beeilte sich, damit er noch genügend Licht für seine Fotos hatte. Abenddämmerung in der Todeswand, daraus mußte sich doch etwas machen lassen!

Er war ein erfahrener Bergsteiger wie viele in dieser Gegend zwischen Grenoble und der italienischen Grenze am Frejus-

Eisenbahntunnel. Dementsprechend gut war er auch ausgerüstet, so daß er ohne Schwierigkeiten den Einstieg in die Wand erreichte und zielstrebig abstieg.

Er kletterte nicht ganz bis zu der »Nase« hinunter, sondern bezog einen sicheren Posten, von dem aus er das Tal, im Hintergrund die Bergketten des Grande Casse mit seinen dreitausendachthundert Metern und die »Nase« im Vordergrund überblicken konnte. Natürlich ahnte der Reporter nicht, was sich vor einem knappen Monat ausgerechnet auf diesem Felsvorsprung ereignet hatte, sonst wäre er nicht so leichtsinnig gewesen.

Noch war es zu hell. Raoul Gasconne wollte einige besonders düstere Bilder schießen und dazu einen Bericht über die alten Legenden schreiben, die sich um die Todeswand rankten. In Gedanken hatte er alles schon fertig, er mußte den Text daheim nur mehr in die Maschine tippen.

Gasconne zuckte zusammen, als er seitlich unter sich eine Bewegung wahrnahm. Erstaunt beugte er sich vor.

Er hatte zuletzt in den Himmel geblickt, so daß er geblendet war und nur eine dunkle Gestalt erkannte, die direkt auf ihn zukletterte.

Noch befand sich der Mann etwa zehn Meter unter ihm, aber er stieg mit unglaublicher Geschwindigkeit.

Und das, obwohl er einen weiten, bis zu den Füßen reichenden Umhang mit einer über den Kopf gestülpten Kapuze trug.

Es dauerte nur wenige Sekunden, bis Gasconne schaltete. Er kannte die Wand zwar nicht so gut wie die Lerois-Brüder, aber er wußte, daß der Fremde auf einer völlig unbegehbaren Route kam.

Nicht einmal eine Gemse hätte an diesen Felsen Halt gefunden.

Mit der Geistesgegenwart des findigen Reporters drückte er auf den Auslöser und bannte die schemenhafte Gestalt auf den Film.

Jetzt erkannte er auch schon mehr, weil sich seine Augen an das Dämmerlicht gewöhnten. Er sah die Hände des merkwürdigen Bergsteigers und schrak zurück.

Das waren keine menschlichen Finger sondern skelettartige Knochenhände, über denen sich welke Haut spannte. Dennoch gruben sich die gebogenen Fingernägel in winzigste Ritzen und zogen den ganzen Mann nach.

Mit vor Aufregung trockenem Mund drückte Raoul Gasconne noch einmal auf den Auslöser, nachdem er vorher das eingebaute Blitzlichtgerät eingeschaltet hatte.

Der Lichtblitz zuckte durch die dunkle Felswand und traf den Unheimlichen. Der riß den Kopf in den Nacken.

Im selben Moment löste Raoul Gasconne noch einmal die Kamera aus. Sein Verstand blieb stehen. Durch den Sucher des Fotoapparates sah er den grinsenden, mumifizierten Schädel mit erschreckender

Klarheit und in allen grausamen Details. Die Kamera entglitt seinen Händen und fing sich am Sicherheitsriemen. Der Reporter schnellte hoch.

Er mußte verschwinden! Weg hier! Er dachte nur noch an Flucht!

Doch der Weg nach oben war ihm versperrt. Die Mumie glitt wie ein Schatten an ihm vorbei und griff von oben her an. Gasconne blieb nur ein Weg.

Nach unten, zu der »Nase«!

Genau dorthin wollte ihn das Scheusal treiben. Von der »Nase« gab es nur für einen hervorragenden Kletterer eine Fluchtmöglichkeit. Gasconne war kein hervorragender Kletterer.

Für ihn war auf der »Nase« Endstation!

Obwohl vor Angst halb besinnungslos, riß er noch einmal seine Kamera ans Auge und drückte ab. Der Lichtblitz zuckte durch die Wand.

Im nächsten Moment war die Mumie heran. Sie ließ sich Zeit.

Die Beute war ihr sicher.

Der scharfe, aus dem Tal herauf wehende Wind fuhr unter die Kutte und riß sie auf. Der bis auf das Skelett abgemagerte Körper kam zum Vorschein, die dürren Beine, die leichenblasse Haut, die bei jeder Bewegung wie trockenes Papier knisterte. Der Knochenmann breitete die Arme aus, als wolle er Raoul Gasconne umarmen.

Da verlor der Reporter vollends die Nerven. Mit einem schrillen Aufschrei riß er seinen Fotoapparat hoch und drosch ihn dem Scheusal in die höhnisch grinsende Fratze.

Es hörte sich an, als habe er einen Felsen getroffen. Klirrend barst das Objektiv. Der Apparat wurde Gasconne aus der Hand geprellt.

»Nein, um Himmels willen, nein!« schrie der Reporter langgezogen auf, als die Mumie einen Schritt auf ihn zutrat.

Wie hypnotisiert stierte der Mann auf die Hände, auf die wie Spinnenbeine gespreizten Finger.

Die Hände schossen vor!

Raoul Gasconne ließ sich fallen, daß der Stoß über ihn hinweg ins Leere ging. Doch dann traf ihn der gnadenlose Tritt des Scheusals und katapultierte ihn über die Felskante hinaus.

Mit einem schauerlichen Schrei verschwand der Reporter in der Tiefe…

***

Shaun Loughelin behandelte unsere schweren Koffer, als wären sie leere Attrappen. Mit knorrigen, weit ausholenden Schritten marschierte er durch die handtuchgroße Bahnhofshalle.

Jane hatte Mühe, mit ihm Schritt zu halten. »Wohin gehen wir denn?« rief sie hinter ihm her.

»Auf den Berg«, war die lakonische Antwort. Mehr bekamen wir aus ihm nicht heraus.

Das war aber auch nicht nötig, weil wir leicht erraten konnten, wie es weiterlaufen sollte. Auf dem Bahnhofsplatz parkte ein einsames Taxi. Der Fahrer hatte sich die schwarze Schirmmütze in die Stirn geschoben und döste. Als Lichtschutz hatte er einen FIGARO über die Augen geschoben.

In der Mitte des Platzes stand das Kriegerdenkmal, das aus keinem französischen Dorf und keiner Stadt wegzudenken war.

Rechter Hand gab es ein Straßencafe, vor dem ein alter Schäferhund schlief. Zwei Tauben liefen pickend an seiner Schnauze vorbei. Ein alter Mann saß neben dem Hund, ein Glas Rotwein auf dem Tisch, und musterte uns neugierig. Zwei Autos mit deutschen Kennzeichen rollten über die Straße, die weiter über die Berge nach Oberitalien hinein führte, beide Fahrzeuge bis unter das Dach mit Familie vollgepackt.

Auf der anderen Seite des Platzes führte ein Weg zu der Seilbahnstation. – »Es ist nur eine ganz kleine Bahn!« rief uns Shaun Loughelin zu.

Wir folgten ihm schweigend, und ich warf immer wieder einen Blick zu der Todeswand hinauf. Man konnte dort oben kaum noch Einzelheiten erkennen, weil sie völlig im Schatten stand. Auch uns erreichte langsam die lichtlose Zone, da die Sonne hinter den Bergen versank.

Plötzlich kam es mir so vor, als habe ein Blitz durch die Wand gezuckt, aber das war vermutlich nur eine optische Täuschung gewesen.

»John!« Jane blieb stehen und legte mir eine Hand auf den Arm.

»Sieh doch!«

Nun wurde auch Shaun Loughelin aufmerksam. Der hünenhafte Ire legte den Kopf in den Nacken. Es blitzte noch zweimal auf. Das war kein Irrtum.

»Was kann das sein?« fragte ich unseren Begleiter, doch Loughelin zuckte nur die Schultern und stampfte weiter.

In der Talstation versah ein junger Mann Dienst. »Hallo, Shaun!« rief er auf Französisch, sah Jane und setzte einen anerkennenden Blick auf. Offenbar schätzte er sie sofort richtig ein, da er auf Englisch fortfuhr: »Lady, auf Sie habe ich gewartet, seit diese Seilbahn besteht.«

»Auf mich auch, mein Freund?« fragte ich mit einem knurrenden Unterton in der Stimme.

Seine Augen zuckten zu mir herum, »Hallo, Mister«, sagte er unsicher, grinste jedoch schon im nächsten Moment. »Wollen Sie hinauf? Da wird sich Ihre Frau aber vorher besser etwas Warmes anziehen. Es ist sehr kalt auf dem Berg.«

»Ich werde mir oben im Hotel etwas anziehen.« Jane schenkte ihm ein so süßes Lächeln, daß es nicht mehr echt wirkte. »Ihretwegen vollführe ich hier keinen Striptease.«

Das saß. Der Junge klappte den Mund zu, kassierte und kümmerte sich nicht mehr um meine Begleiterin.

»Hast du die Blitze gesehen?« erkundigte sich Shaun Loughelin.

So weit ich das beurteilen konnte, sprach er Französisch mit einem schauderhaften Akzent. Es hörte sich fast wie seine irische Muttersprache an.

»Blitze?« Der junge Mann zog die schwarzen Augenbrauen hoch.

»Nein, wieso… ach, das wird Raoul sein. Er ist vor einer Stunde hinaufgefahren.«

»Raoul?« fragte ich, weil mich alles interessierte, was mit der Todeswand zusammenhing.

»Raoul Gasconne, der Lokalreporter.« Der Liftwart beugte sich aus dem Fenster des Kontrollraumes. »Steigen Sie schon ein. Shaun kennt sich mit den Kabinen aus!«

Er telefonierte mit der Bergstation, während wir uns in die Kabine drängten. Sie war wirklich nicht groß, aber wir brauchten wenigstens nicht lange zu warten. Kaum schlugen wir die Tür zu, als wir auch schon losfuhren.

»Gasconne muß verrückt geworden sein«, verkündete Shaun kopfschüttelnd. »Die Blitze waren ungefähr bei der ›Nase‹!« Er sah unsere fragenden Blicke und erklärte: »Ein Felsvorsprung nach dem ersten Drittel der Wand – von oben gesehen. Ich weiß, daß Gasconne ein ganz guter Bergsteiger ist, aber um diese Uhrzeit in die Wand einzusteigen, ist für ihn sehr gefährlich.«

Er berichtete uns während der Fahrt von Gasconnes Engagement im Lerois-Fall. Sah so aus, als hätten wir es mit einem ehrgeizigen Reporter zu tun, der die Geschichte von dem Verschwinden der Brüder neu aufrühren wollte, um sich in den Vordergrund zu spielen. Solche Leute waren gefährlich und konnten unsere Arbeit empfindlich stören, falls es für uns überhaupt etwas zu tun gab.

»Wie ist das eigentlich mit dem Magier, der angeblich in der Felswand umgekommen ist?« fragte Jane, während sie aufmerksam aus dem Seitenfenster blickte und die Todeswand musterte. »Bill Conolly wußte nichts Genaues.«

»Alte Geschichten«, winkte Shaun ab. »Das war im fünfzehnten Jahrhundert. Der Mann stammte aus Italien, aus Turin, und er war den Leuten hier in der Gegend unheimlich. Sie schleppten ihn kurzerhand auf den Berg und stießen ihn in die Tiefe. Angeblich trug er bei seiner Ermordung nur einen weiten, samtenen Mantel. Schwarz. Mehr nicht. Ach ja, der Mann hieß Portaguerra.«

Ich runzelte die Stirn. »Soweit ich Italienisch verstehe, heißt das

nicht ›Kriegsträger‹ oder so ähnlich?«

Shaun lachte dröhnend. »So könnten man es übersetzen, ja, John! Reden wir nicht mehr darüber. Sagen und Märchen!«

Ich hätte ihn darüber aufklären können, daß in Volkssagen und Märchen oft Hinweise auf sehr alte Dämonen und Geister verborgen waren und mir bei meiner Arbeit durchaus helfen konnten, aber ich ließ es sein. Ich mußte selbst herausfinden, was es mit dieser Todeswand auf sich hatte.

Die Gondel schwebte in die Bergstation. Schade, daß wir von dem herrlichen Ausblick nicht viel mitbekommen hatten. Doch das ließ sich nachholen. Shaun versicherte uns, daß wir im Berghotel Zimmer mit Blick über das gesamte Alpenmassiv hätten.

Dann sah ich den Liftwart in der Bergstation, einen Mann mit einem verschlossenen, unfreundlichen Gesicht und einem bitteren Zug um den Mund. Er saß in einem Rollstuhl, kam an die Gondel und öffnete für uns die Tür. Wortlos nickte er Shaun zu. Uns beachtete er gar nicht.

»Hast du Gasconne gesehen?« erkundigte sich unser Führer.

Der Liftwart nickte. »Ist zur Todeswand gegangen«, brummte er so undeutlich, daß ich ihn kaum verstand. So großartig waren meine Französischkenntnisse nun auch nicht. »Dieser Verrückte! Muß in die Todeswand klettern, nur um seine Sensation zu haben!«

Jane warf mir einen hilfesuchenden Blick zu. Sie fror in ihrer leichten Kleidung. Hier oben war es erbärmlich kühl. Ich trieb Shaun an, und wir liefen fast die ungefähr zweihundert Meter zu dem Berghotel hinüber. Jane kam blaugefroren in der Halle an und atmete auf, als uns wärmere Luft umfing. Der rothaarige Riese schleppte noch immer unser Gepäck bis auf meinen Einsatzkoffer, den ich nicht aus der Hand gab. In ihm lagen meine Waffen gegen meine höllischen Feinde. Er war zu wertvoll, um ihn jemandem außer meinen engsten Freunden anzuvertrauen.

»Das ist Madame Lerois«, stellte Shaun die Frau hinter der Rezeption vor. Ich achtete im Moment weniger auf die luxuriöse Einrichtung des Hotels, sondern begrüßte die verhärmte Araberin.

Shaun erklärte ihr auf Französisch, wer wir waren.

»Monsieur Sinclair!« Die großen, tief in den Höhlen liegenden Augen hatten allen Glanz verloren. Müde richteten sie sich auf mich. Und doch schimmerte ein Hoffnungsfunke in ihnen. »Meinen Sie, daß Sie meine Jungen wiederfinden werden?«

Ich biß die Zähne zusammen und sah hilfesuchend zu Jane, doch sie zuckte ratlos wie ich die Schultern.

»Madame Lerois.« Ich nahm mich zusammen. Mein Job war manchmal sehr hart. »Ich bin vor einer halben Stunde angekommen. Ich weiß noch gar nichts. Aber ich fürchte, es gibt nur drei

Möglichkeiten. Entweder, Ihre Söhne sind freiwillig untergetaucht.«

Sofort schüttelte Madame Lerois heftig den Kopf.

»Oder sie werden irgendwo gefangen gehalten«, fuhr ich fort.

»Die dritte Möglichkeit… sie sind tot. Ich weiß es nicht.«

Bestimmt hätte sie in diesem Moment zu weinen begonnen, hätte sie noch Tränen gehabt. So aber nickte sie nur und händigte uns die Zimmerschlüssel aus. Sie wollte einem Hotelangestellten läuten, doch Shaun winkte ab, schnappte sich wieder unser Gepäck und ging mit uns nach oben.

Dicke Läufer dämpften unsere Schritte. Man hätte meinen können, in dem besten Hotel von Grenoble und nicht auf einem Berggipfel zu sein. Das Ehepaar Lerois hatte wirklich etwas für seine Gäste getan.

»Gehen wir erst einmal in Ihr Zimmer, John«, sagte Shaun. Er trat durch die offene Tür, wartete, bis Jane sie wieder geschlossen hatte, und sah mich durchdringend an. »John! Bill hat mir telegrafiert, daß Sie Spezialist für Übersinnliches sind. Dämonen und Vampire und solches Zeug.« Er zuckte die Schultern. »Glauben Sie an solche Sachen? Glauben Sie daran, daß Tote auferstehen und keine Ruhe finden? Eine ehrliche Antwort!«

Ich hielt seinem Blick ruhig stand. »Ja«, sagte ich einfach.

Er atmete tief durch. »Okay, John und Jane! Ich habe bisher mit niemandem darüber gesprochen, aber ich glaube, ich weiß, warum die Leichen der Lerois-Brüder nicht am Fuß der Wand liegen.«

Ich nickte ihm aufmunternd zu, als er schwieg. »Machen Sie es nicht so spannend!« rief ich.

Er holte noch einmal tief Luft. »Sie liegen nicht da unten, weil sie pausenlos durch die Wand kletterten. Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen!«

***

Sekundenlang blieb es totenstill im Raum. Man hätte die berühmte Stecknadel fallen gehört, hätte einer von uns eine Stecknadel dabei gehabt. Jane vergaß vor Überraschung sogar zu frieren. Endlich ließ ich mich in einen der schalenförmigen Sessel fallen.

»Los, erzählen Sie schon!« forderte ich unseren Informanten auf.

Jane lief ins Nebenzimmer und ließ die Verbindungstür offen.

»Ich höre zu!« rief sie uns herüber. »Aber ich muß endlich etwas Warmes anziehen!«

»Ja, das war so.« Shaun Loughelin räusperte sich. Er fühlte sich in seiner Haut sichtlich nicht wohl. »Noch an dem Tag, an dem die Brüder verschwanden, alarmierte mich Pierre Lerois. Ich bin Mitglied der Bergrettung. Aber nicht nur deshalb machte ich mich sofort auf den Weg. Ich bin mit dem Ehepaar Lerois befreundet. Aber ich fand nichts. Danach war ich jeden Tag in der Todeswand, wo überhaupt ein

Mensch klettern kann. Nichts!« Wieder räusperte er sich, als habe er Sand verschluckt. »Ja, und dann sah ich die Bergsteiger. Drei. Ich erkannte ihre Kleider. So waren immer die Lerois-Brüder angezogen. Die Gesichter konnte ich nicht sehen, sie hatten die Kapuzen der Anoraks tief in die Stirn gezogen, und sie blieben immer so fern, daß ich nicht an sie herankam. Und noch etwas, John. Sie benützten Routen durch die Wand, auf denen unmöglich jemand klettern kann. Absolut ausgeschlossen!«

Ich glaube diesem Mann jedes Wort. Er gehörte nicht zu den Wichtigtuern, die einfach etwas behaupteten, um sich interessant zu machen.

»Woher kamen sie, und wohin gingen sie?« forschte ich.

Shaun zuckte die breiten Schultern. »Keine Ahnung! Es ist sehr merkwürdig, aber ich entdeckte sie immer erst, wenn sie schon mitten in der Wand waren, und dann verschwanden sie auch wieder. Mal in einem Nebel, mal hinter einem Felsvorsprung. Ich konnte ihnen nie folgen.«

»Und wenn es Bergsteiger waren, die nur so ähnlich gekleidet waren?« rief Jane aus ihrem Zimmer herüber. Gleich darauf kam sie wieder. Jetzt trug sie einen gestrickten Hausanzug in einem zarten Lila, das hervorragend zu ihren blonden Haaren paßte. Er schmiegte sich wie eine zweite Haut um ihren Körper.

»John, ich habe lange nachgedacht«, murmelte Shaun und schien erst jetzt zu merken, daß Jane gesprochen hatte. Er hob den Kopf und sah durch die Privatdetektivin hindurch. »Nein, das waren die Lerois-Brüder. Ich bin bereit, es zu beschwören. Und sie steigen immer auf und ab. Auf und ab! Es war schauderhaft. Ich habe mit niemandem darüber gesprochen, weil es sich so verrückt anhört.«

Ich richtete mich auf. »Dieser Reporter!« rief ich. »Er ist in die Todeswand eingestiegen! Shaun, fragen Sie an, ob er schon zurück ist! Los, erkundigen Sie sich hier im Hotel und an der Seilbahnstation!«

Er stürzte sich auf das Telefon und ließ zweimal einen solchen irischfranzösischen Wortschwall los, daß ich nichts verstand. Danach warf er einen betroffenen Blick aus dem Fenster.

»Es dämmert bald«, sagte er bedrückt. »Und Raoul Gasconne ist noch immer in der Wand.«

»Die Blitzlichter.« Jane gestikulierte heftig. Sie deutete durch das Fenster. Der Blick ging in Richtung Todeswand, auch wenn wir den Felsabsturz nicht sehen konnten. Wir konnten nur überwachen, ob jemand von dort auf das Hotel oder die Seilbahnstation zuging.

Aber weit und breit war niemand zu sehen. »John, dieser Gasconne hat etwas in der Wand fotografiert, und weil es schon zu dunkel war, hat er das Blitzlicht eingesetzt. Warum kommt er nicht zurück? Wenn er selbst Bergsteiger ist, muß er doch wissen, wie gefährlich es in der

Dunkelheit in der Wand ist!«

Ich sah Shaun fragend an. Hier war er der Experte. Mein Ressort war es erst, wenn wir auf Dämonen oder lebende Leichen oder Ähnliches stießen. »Wagen Sie es noch, in die Wand zu steigen, Shaun?«

»Und sind Sie richtig ausgerüstet?« fügte Jane hinzu.

Der rothaarige Ire nickte gelassen. »Gehen wir sofort, John?«

Ich war einverstanden und sah Jane fragend an, doch sie winkte ab. »Nichts für mich. Ich horche mich im Hotel um und spreche mit dem Ehepaar Lerois. Ich müßte mich sonst schon wieder umziehen, und ich möchte dieses Haus genau kennenlernen. Wer weiß, wofür das gut ist.«

Ich mußte mir noch andere Sachen anziehen. Vorsorglich hatte ich in London eine komplette Ausrüstung für die Berge eingekauft.

Jane wünschte uns alles Gute, bevor wir losgingen, und verabschiedete mich in der Halle mit einem Kuß vor versammelter Mannschaft. Shaun stand grinsend daneben.

Das Grinsen verging ihm und mir allerdings sehr rasch, als wir in den oberen Teil der Steilwand einstiegen.

»Sie sind kein geübter Bergsteiger, John«, stellte Shaun fest. »Sie sollten lieber oben bleiben.«

Er stand schräg unter mir auf einem Felssims. Ich betrachtete es prüfend und schüttelte den Kopf. »Ich komme mit, Shaun. Ich bin zwar nicht ständig in den Bergen unterwegs, aber ich habe etliche gefährliche Kletterpartien an Hausfassaden und ähnliches hinter mir. Dieses Sims schaffe ich. Aber halten Sie die Augen offen, ob Sie die Brüder Lerois sehen. Es wäre besser, wenn sie uns nicht überraschen.«

Unter meiner Achsel spürte ich den Druck meiner Beretta, die mit geweihten Silberkugeln geladen war und mit der ich Dämonen der niederen Rangordnung töten konnte. An meinem Hals hing das silberne Kreuz, eine besonders starke Waffe gegen die höllischen Mächte. Auf andere Waffen hatte ich verzichtet, um beim Klettern möglichst freie Hand zu haben.

Sehr schnell merkte ich, daß ich mir doch sehr viel vorgenommen hatte. Über mir löste sich ein Stein und sprang krachend und knatternd von einem Vorsprung zum anderen. Shaun stieß einen Warnschrei aus. Ich preßte mich flach gegen die Wand und fühlte den Lufthauch des vorbeizischenden Steins.

Oder bildete ich es mir nur ein? Egal, hätte mich dieser Felsbrocken getroffen, stände ich jetzt nicht mehr auf dem Sims. Er hätte mir glatt den Schädel zerschmettert.

»Na, wollen Sie noch weiter, John?« rief Shaun mir mit einem wilden Lachen zu.

Ich sah den rothaarigen Iren forschend an. Es war ihm nicht anzumerken, ob ihn dieser Zwischenfall auch nur im Geringsten

beeindruckte. Der Mann hatte Nerven, aber wahrscheinlich hätte er sich in einer Opiumhöhle von Hongkong oder in Soho angesichts eines Dämons genauso unsicher gefühlt wie ich im Moment in den ihm vertrauten Bergen. Nicht umsonst hatte ich von meinem Freund, dem deutschen Kommissar Mallmann, ein sehr passendes Sprichwort gehört. Schuster, bleib bei deinem Leisten, hieß es, und in diesen Minuten gab ich Will Mallmann und seinen Landsleuten absolut recht.

»Weiter!« rief ich Shaun zu. »Ich muß wissen, was aus dem Reporter geworden ist!«

Er nickte und fletschte die Zähne wie ein hungriger Wolf. »Sie müssen es ja wissen, John!«

Er kletterte rasch und vorsichtig. Von Zeit zu Zeit rief er mir eine Anweisung zu oder machte mich auf eine besonders gefährliche Stelle aufmerksam.

Es ging besser, als ich anfangs gefürchtet hatte. Mit Shauns Hilfe überwand ich sogar ein Stück, auf dem meine Finger und die Schuhspitzen nur noch in schmalen Rissen oder auf winzigen Vorsprüngen Halt fanden.

»Nicht nach unten sehen, John!« warnte Shaun, als ich für einen Moment ausruhte und den Kopf drehte. »Das ist die Grundregel, die du dir merken mußt!«

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, daß er mich so vertraulich anredete, wenn er mich nur heil zu der »Nase« und auch wieder zurückbrachte.

»Ist es noch weit?« rief ich ihm zu.

»Nein, aber deshalb darfst du nicht leichtsinnig werden! Eine falsche Bewegung, und du saust fünfhundert Meter wie ein Stein in die Tiefe!«

»Vielen Dank, du machst mir richtig Mut«, erwiderte ich. »Weiter!«

Zehn Minuten später waren wir am Ziel. Mir kam es wie zehn Ewigkeiten vor. Shaun stand schon auf dem Felsplateau und streckte mir die Hand entgegen. Ich war schweißgebadet.

»Das war erst der einfachste Schwierigkeitsgrad«, versicherte Shaun. »Das schafft jeder.«

»Bist du da so sicher?« erkundigte ich mich zweifelnd. »Wie geht es von hier aus weiter?«

»So schwierig, daß du auf keinen Fall auch nur einen Versuch wagen darfst.« Das kernige Grinsen schwand aus seinem Gesicht.

»Die weiteren Wege könnten nur die Lerois-Brüder schaffen. Und ich, in aller Bescheidenheit.«

»Und Raoul Gasconne?«

Er schüttelte den Kopf. »Nur, wenn er Selbstmord begehen will.«

Ich sah mich um. Der Felsen war nicht groß, und verstecken konnte sich hier auch niemand. »Aber wo ist er dann? Auf einer anderen Route wieder nach oben gestiegen?«

Shaun winkte ab. »Bestimmt nicht.« Er legte sich auf den Boden und schob sich bis an die Kante vof, musterte die Wand unter uns und richtete sich kopfschüttelnd wieder auf. »Da unten ist er jedenfalls nicht… höchstens ganz unten.«

»Du meinst, er ist abgestürzt?« fragte ich erschrocken, obwohl das eigentlich die logische Folgerung war.

»Sieht ganz so aus.« Shaun deutete auf die Stelle, an der ein schmaler Grat weiterlief und nach einem scharfen Knick um die nächste Felskante verschwand. »Was ist das?«

Ich stand näher. Deshalb sah ich es mir an.

Auf den ersten Blick wirkte der Gegenstand wie eine Handtasche. Als ich mich bückte und ihn aufhob, erkannte ich einen zerschmetterten Fotoapparat. Ich zeigte ihn Shaun.

»Da ist auch noch das Blitzgerät«, stellte ich fest. »Das Objektiv ist gebrochen.«

Shaun preßte die Lippen aufeinander und schlug ein Kreuz.

»Dann sehen wir Raoul Gasconne nicht mehr«, prophezeite er.

»Raoul ist abgestürzt.«

Schaudernd preßte ich mich an die Felswand. Bei dem Gedanken, daß der Reporter ein geübter Bergsteiger gewesen war und nun trotzdem irgendwo am Fuß der Wand seine zerschmetterte Leiche lag, ließ mich frösteln.

»Ich nehme die Kamera, John, du brauchst beide Hände für den Aufstieg.« Shaun deutete nach oben. »Und jetzt ab mit dir! Wenn uns die Dunkelheit in der Wand überrascht, verbringen wir eine ungemütliche Nacht!«

Darauf hatte ich keine Lust. Ich machte mich hastig auf den Rückweg und schwor mir, auf keinen Fall ein zweites Mal in diese Wand einzusteigen.

***

Es war nicht Janes Art, anderen die Arbeit zu überlassen. Sie wollte zwar um keinen Preis der Welt in der Todeswand herumklettern, aber unter Umständen konnte sie im Hotel auch einige interessante Dinge erfahren.

Die Kälte steckte ihr noch in allen Knochen. Nachträglich bereute sie, nicht sofort auf Shauns Ratschläge gehört und sich wärmer angezogen zu haben.

Als sie die Halle betrat, standen Gäste an der Rezeption und sprachen mit Madame Lerois. Jane wollte nicht stören und durchstreifte auf eigene Faust die Räume im Erdgeschoß.

Im Speisesaal war um diese Zeit – sechs Uhr abends – kein Mensch. Die Tische waren bereits sorgfältig gedeckt, die kunstvoll gerollten Servietten aus rotem Stoff wie Kegel aufgestellt, zwei Gläser an jedem

Platz, dazu zierliche Vasen mit Blumen.

Jane wunderte sich, woher die Rosen und Nelken kamen. Hier oben auf dem Col du Lauterset wuchsen sie bestimmt nicht, und sie konnte sich nicht vorstellen, daß man jeden zweiten Tag frische Blumen aus dem Tal holte. Sie ging zu einem der ersten Tische und beugte sich zu der Vase.

»Kunstblumen, Mademoiselle«, sagte eine dunkle Stimme in ihrem Rücken. »Seidenblumen aus Paris. Gefallen sie Ihnen?«

Jane richtete sich rasch auf und drehte sich um. Vor ihr stand ein massiger Mann, der sie um einen Kopf überragte. Im Gegensatz zu Shaun Loughelin spannte sich sein Hemd nicht über Muskeln sondern über Fettpolstern. Nur der Gürtel hielt die Hose auf dem kugelrunden Bauch. Zur Sicherheit hatte er auch Hosenträger befestigt. Sein kreisrundes Mondgesicht war erschreckend blaß, die Haut zerknittert wie Papier, das man zwischen den Händen zerrieben hat.

»Ich dachte, es wären echte Blumen«, antwortete Jane ebenfalls auf Französisch.

»Ach, Sie sind Mademoiselle Collins.« Der Mann wechselte in Janes Muttersprache über. Er beherrschte sie recht gut. »Ich war zwei Jahre in London«, erklärte er sofort. »Ich bin Pierre Lerois. Sie sind mit Monsieur Sinclair gekommen, um uns zu helfen? Sie wollen unsere Söhne suchen?«

Jane nickte. »Wir werden tun, was wir können«, versicherte sie.

Erst jetzt fiel ihr die müde, kraftlose Haltung des Hotelbesitzers auf.

Er war ein Kerl, der trotz seines Wohlstandspecks Bäume hätte ausreißen können. Trotzdem wirkte er wie jemand, der jeden Moment zusammenbrechen konnte. »Ich fürchte, ich war unvorsichtig, Monsieur Lerois«, sagte Jane lächelnd, um die Befangenheit loszuwerden. Sie hatte Mitleid mit dem Ehepaar Lerois, wollte es jedoch nicht zeigen, um es den Leuten nicht noch schwerer zu machen.

»Ich kam zu dünn angezogen an und friere eigentlich jetzt noch. Könnte ich bitte Tee mit Rum oder Cognac bekommen?«

Sein Lächeln fiel maskenhaft starr aus. »Sicher, Mademoiselle! Kommen Sie!«

Er führte Jane in die Hotelbar, einen kleinen, hübsch eingerichteten Raum, in dem nur die Theke mit vier Hockern und drei Tische Platz hatten. Mit einem Handgriff schaltete Monsieur Lerois die Wandlampen mit den gelben Schirmen ein. Gedämpftes Licht breitete sich aus.

Während er Jane den Rücken zuwandte, um den Tee zu kochen, sprach er leise, als führte er ein Selbstgespräch. »Sie und Monsieur Sinclair sind unsere letzte Hoffnung. Genauer gesagt, Sie sind meine letzte Hoffnung.«

»Dann glaubt Ihre Frau nicht, daß wir etwas erreichen können?« fragte Jane erstaunt. »Bei unserer Ankunft hatte ich einen anderen Eindruck. Ihre Frau schien sogar sehr aufgeregt zu sein. Sie konnte gar nicht abwarten, daß wir mit unserer Suche beginnen.«

Mit einem tiefen Seufzer drehte er sich zu ihr um. Bei der künstlichen Beleuchtung in der Bar wirkten seine Augen wie Glas. Sein Mund lächelte ganz automatisch und geschäftsmäßig. »Ich wollte sagen, daß meine Frau noch eine andere Hoffnung hat. Aber lassen Sie sich ihr gegenüber nichts anmerken, daß ich es Ihnen erzählt habe.«

Der Wasserkessel pfiff. Jane wartete ungeduldig, bis der Hotelbesitzer den Tee aufgegossen hatte und weitersprach.

»Sie… sie hat ihre Söhne sehr geliebt«, sagte Pierre Lerois erstickt. »Sie hat ihr Verschwinden nicht verkraftet und spricht manchmal irre. Dann behauptet sie, daß unsere Söhne über den Berg wandern und nachts auch in die Nähe des Hotels kommen.« Er schluckte schwer. Es war ergreifend, wie diesem bärenhaften Mann die Tränen in die Augen stiegen. Er wischte sich mit dem Handrücken über das Gesicht und schüttelte den Kopf. »Wir sind ziemlich harte Menschen hier in den Bergen, Mademoiselle Collins. Aber wenn Sie meine Frau hören könnten… nachts … wenn sie am Fenster steht und nach Jean, Jacques und Jerome ruft. Sie läßt es sich nicht ausreden, daß sie sich etwas einbildet. Sie sieht sie.«

»Haben Sie auch schon einmal aus dem Fenster geblickt, wenn Ihre Frau die Verschollenen sah?« erkundigte sich Jane vorsichtig.

Pierre Lerois schüttelte den Kopf. »Ich mache mich doch nicht selbst zum Narren«, murmelte er düster.

»Sie halten es also für ausgeschlossen?«

»Absolut ausgeschlossen! Die kommen nie zurück!«

»Man soll nie ›nie‹ sagen, Monsieur Lerois!«

Der Wirt nahm eine Cognacflasche aus dem Regal vor der Spiegelwand und schenkte Jane eine Tasse halb mit Tee, halb mit Cognac voll. »Hören Sie bloß auf!« rief er heftig. Die Flasche in seiner Hand zitterte. »Ich weiß nicht, wo unsere Jungen sind, aber sie leben nicht mehr. Das weiß ich. Sie hätten sich sonst schon längst bei uns gemeldet.«

»Ja, aber ich habe oft Dinge erlebt, die…«

Jane brach ab, als irgendwo im Hotel Glas und Porzellan klirrte.

Eine Frau schrie gellend auf.

»Pierre!« Das war Madame Lerois. »Pierre, sie sind wieder da! Unsere Jungen sind da!«

Jane stürzte an das Fenster der Bar.

Mit einem Aufschrei prallte sie zurück…

***

Wir hatten das gefährlichste Stück des Aufstiegs hinter uns, waren bei dem schmalen Felsband angekommen und verschnauften. Ich zwang mich dazu, ruhig und gleichmäßig zu atmen.

»Zittern die Knie?« erkundigte sich Shaun Loughelin. Er konnte schon wieder grinsen.

Ich nickte und redete mir selbst zu, daß wir es nicht mehr weit hatten. »Als Oberinspektor von Scotland Yard ist man eben kein gelernter Bergsteiger«, sagte ich kopfschüttelnd. »In London hat man so wenig Gelegenheit zum Üben.«

»Du bist in Ordnung, John!« rief Shaun und dämpfte im nächsten Moment erschrocken seine Stimme. »Da drüben! Sieh nur! Da sind sie wieder!«

Die Sonne war schon längst hinter dem Col du Lauterset untergegangen. Auf unserer Seite des Berges herrschte seit einer guten Stunde Dämmerung. Nun senkte sich die Dunkelheit mit zunehmender Geschwindigkeit über das Land.

In diesem Zwielicht konnte man schlechter als bei Mondlicht sehen. Alles verschmolz zu einer grauen, einheitlichen Fläche. Wenn ich nach unten blickte, sah ich die ›Nase‹ kaum noch. Shaun deutete weiter nach rechts in die Wand hinein.

Ich mußte einige Sekunden starren, ehe ich eine Bewegung wahrnahm. Ein großer, dunkler Fleck bewegte sich aufwärts.

»Was ist das?« Unwillkürlich flüsterte ich auch.

»Siehst du das nicht, John?« Shaun rückte noch näher zu mir, daß ich seinen Atem hörte. »Drei Männer in Bergausrüstung! Sie kletterten an einer Stelle, an der sich kein Mensch halten kann, geschweige denn klettern!«

Jetzt unterschied auch ich die Umrisse dreier Männer, aber ihre Kleidung konnte ich noch immer nicht erkennen. Shaun hatte Augen wie ein Adler.

»Das müssen die Lerois-Brüder sein!« Shaun schlug ein Kreuz.

»Schnell, John, weiter! Ich möchte Ihnen nicht begegnen!«

Ein anderer hätte vielleicht über den vermeintlichen Aberglauben gelächelt, ich jedoch nicht. Ich befolgte Shauns Rat und schob mich rasch auf dem Felsband weiter. Für einen Kampf auf Leben und Tod war unsere Position denkbar ungünstig. Falls wir es mit lebenden Toten zu tun hatten, die sogar besser als Shaun kletterten, konnten sie mit uns machen, was sie wollten. Auf dem Sims hatte ich nicht einmal so viel Bewegungsfreiheit, daß ich meine Beretta ziehen und damit richtig zielen konnte.

Während der nächsten fünf Minuten behielt ich die unheimlichen Kletterer im Auge und ertastete meinen Weg mit Füßen und Händen. Daß ich trotzdem keinen einzigen Fehltritt tat, grenzte an ein Wunder.

Endlich hatten wir es geschafft und hasteten auf dem normalen Weg

an den Warnschildern vorbei.

»Siehst du sie noch?« rief ich Shaun Loughelin zu, doch der rothaarige Riese schüttelte den Kopf. Die drei Unbekannten hatten vorhin eine Richtung eingeschlagen, die sie zum Hotel führen mußte, wenn sie nicht vorher auswichen. Und im Hotel wußte ich Jane, die sicher nicht damit rechnete, daß einer der Lerois-Brüder bei ihr auftauchte.

Shaun überholte mich, als ich auf dem unebenen Weg stolperte und nur mit Mühe einen Sturz verhinderte. Ich ruderte mit den Armen in der Luft und fing mich, aber von jetzt an war ich vorsichtiger. Shaun gewann einen großen Vorsprung.

»Warte auf mich!« rief ich hinter ihm her, doch er achtete nicht darauf.

Die Lichter des Hotels tauchten hinter einem sanften Hügel auf.

Wie warme, gelbe Augen schimmerten sie uns entgegen. Das Hotel erschien mir in diesem Moment wie eine sichere Zufluchtsstätte in einer feindlichen Umwelt, doch das kam wahrscheinlich nur daher, daß mir die Hochalpen fremd waren.

»Shaun!« schrie ich auf, als sich gegen eines der hellen Fenster eine Gestalt abzeichnete.

Er lief schneller, ein sicheres Zeichen, daß auch er den Mann entdeckt hatte. Anstatt auf mich zu warten, schnitt er dem Unbekannten den Weg ab.

Ich lief auch schneller. Meine Schuhe rutschten über die glatten Steine, die Wind und Schnee blankpoliert hatten, und versanken in lockerem Geröll. Doch mittlerweile hatte ich mich an das alles gewöhnt. Ich blieb Shaun auf den Fersen.

Noch etwa eine halbe Meile bis zum Hotel!

»Halt!« brüllte Shaun mit Donnerstimme.

Fünfzig Schritte von mir entfernt prallten die beiden Männer zusammen. Shaun schwang seine Fäuste und wollte den anderen packen, aber wie von einer Feder getrieben flog er ein Stück zurück und stürzte schwer. Reglos blieb er liegen. Der andere aber ging nicht etwa weiter, sondern griff meinen Bergführer an.

»He!« schrie ich, um ihn von Shaun abzulenken, doch es gelang mir nicht.

Mein rechter Fuß prallte auf einen vorstehenden Stein. Ich stieß mich ab und schnellte mich auf den Angreifer, packte ihn an den Schultern und wirbelte ihn herum.

Noch aus der Drehung heraus schlug er nach mir und erwischte mich am Kinn. Zu meinem Glück landete der Treffer nicht genau auf dem Punkt, sonst hätte ich mich neben Shaun schlafen gelegt, aber die Faust schrammte an meinem Kopf entlang und riß ihn mir fast ab. Gleichzeitig strömte eine eisige Kälte auf mich über.

Sie strahlte von dem Angreifer aus!
Ich wußte sofort, daß ich es mit einem höllischen Wesen zu tun hatte. Mit bloßen Fäusten konnte ich da nichts ausrichten. Aber meine Beretta steckte im Schulterhalfter unter meinem Anorak, und das Silberkreuz war zusätzlich durch einen dicken Pullover und das Hemd verborgen. Ich hätte mich selbst in Sicherheit bringen und meine Waffen hervorholen können, doch bis dahin mußte es Shaun schlecht ergehen. Er war bei seinem schweren Sturz mit dem Kopf gegen einen Stein geknallt, so daß er sich noch immer nicht rührte.
Langsam machte ich mir um ihn ernste Sorgen.
Der Kerl vor mir war von Kopf bis Fuß vermummt. Er steckte in einer ähnlichen derben Kluft wie Shaun und ich selbst, hatte jedoch die Kapuze tief in das Gesicht gezogen und zugebunden. In der kaum faustgroßen Öffnung glaubte ich, ein gefährliches Funkeln zu sehen, doch ich konnte ihn nicht länger betrachten. Er hielt nämlich nicht still, sondern wollte erneut Shaun an den Kragen.
Ich ballte eine Doppelfaust, nahm Anlauf und rammte aus dem Sprung heraus dem Mann beide Fäuste gegen den linken Oberarm.
Höllisches Wesen oder nicht, gegen diese Kraft konnte er nichts machen. Er kippte zur Seite und rollte ein Stück über den unebenen Abhang.
Das gab mir die nötige Zeit. Ich stellte mich zwischen Shaun und den Unbekannten und zerrte den Reißverschluß meines Anoraks auf. Hastig griff ich unter mein Hemd.
Noch ehe ich das Silberkreuz hervorzog, gellte drüben im Hotel ein Schrei. Eine Frau rief etwas, gleich darauf ein zweiter Schrei!
Es lenkte mich ab, und das rächte sich. Der trockene Schlag donnerte gegen mein Brustbein, daß augenblicklich die Luft aus meinen Lungen entwich. Ich schnappte wie ein Fisch auf dem Trockenen und riß instinktiv die Arme über den Kopf.
Der Aufprall rüttelte mich durch. Jeder Knochen in meinem Körper schien zu brechen, als ich ein Stück den Abhang hinunterrollte.
Panik ergriff mich. In der Dunkelheit sah ich nicht, wohin ich fiel.
Wie weit war es bis zur Steilwand?
Mit einem Aufschrei riß ich die Arme weit auseinander und fing mich ab. Vorsichtig hob ich den Kopf und blickte hinter mich.
Keine zehn Schritte weiter gähnte mir tiefe Schwärze entgegen.
Keuchend kam ich auf die Beine und hetzte aus der Nähe des tödlichen Abgrundes.
Shaun hatte sich auch wieder aufgerafft und rang erbittert mit dem Unbekannten.
Im Laufen zog ich mein Silberkreuz hervor und hob es hoch.
Feines Leuchten strahlte davon aus, ein sicheres Zeichen, daß es mit bösen Kräften der Hölle zusammenprallte.

Shaun taumelte stöhnend zurück. Der Angreifer aber stand ganz still und griff sich an den Kopf.

Mit einem Ruck riß er die Kapuze in den Nacken.

Ich sah ein menschliches Gesicht, dunkle Haut, dunkle Augen, schwarze krause Haare. Scheinbar alles normal!

Doch als ich näher kam, biß ich die Zähne zusammen. Das Silberkreuz strahlte jetzt so hell, daß es die fremde Gestalt beleuchtete.

Die Schuhe hingen nur mehr in Fetzen an den Füßen, das Leder hatte sich aufgelöst. Die Hose war zerschlissen und aufgerissen, das linke Hosenbein fehlte vom Knie abwärts vollständig. Pullover und Anorak hielten kaum noch zusammen.

Shaun schrie vor Grauen auf. Mir krampfte sich der Magen zusammen, die Luft wurde mir knapp.

Der Mann war von entsetzlichen Wunden entstellt. Kein Mensch konnte sich in diesem Zustand auf den Beinen halten.

Auch das Gesicht war nicht verschont geblieben. Sogar der Kopf hatte seine ursprüngliche Form verloren.

Ich kannte diesen Mann nicht, aber ich wußte, daß Shauns Verdacht stimmte. Das mußte einer der Lerois-Brüder sein. Er war abgestürzt und dabei getötet worden. Ich stand vor einem Untoten.

Sein Mund klaffte auf. Der lautlose Schrei blieb ihm im Hals stecken. Er ergriff vor meinem Kreuz die Flucht, und ich kam nicht nahe genug an ihn heran, um ihn durch eine direkte Berührung mit dem Kreuz von seinem unnatürlichen Dasein zu erlösen.

Drüben beim Hotel peitschten Schüsse. Das erinnerte mich an die Schreie vorhin. Es waren drei geisterhafte Bergsteiger in der Wand gewesen, die drei Lerois-Brüder. Hier hatte ich einen vor mir. Er hetzte mit unglaublichen Sätzen über das Hochplateau wieder auf die Todeswand zu.

»Da drüben, John!« Shaun trat neben mich und deutete auf das Hotel. Von dem Haus her näherten sich zwei Männer. Ich konnte sie nicht genau erkennen, aber auch sie waren Untote. Sie schlugen einen weiten Bogen um mich und mein Kreuz, und erst, als sie nicht mehr zu sehen waren, erlosch das helle Leuchten des Silbers.

»Oh, mein Gott!« stöhnte Shaun Loughelin. »Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, würde ich es nicht glauben!«

Ich ließ das Kreuz wieder unter meinem Hemd verschwinden.

»Und dabei war das erst der Anfang«, prophezeite ich. »Komm, wir müssen nachsehen, was im Hotel passiert ist!«

***

Jane kam mir auf der Hotelterrasse entgegen. In ihrem Gesicht stand noch der Schrecken geschrieben, den sie eben erlebt hatte, aber sie

wirkte schon wieder gefaßt.
»Zwei Untote, John!« rief sie mir zu. »Sie haben… Himmel, wie siehst du denn aus?«
»Ich habe mit dem dritten Untoten gekämpft, Shaun auch.« Ich streifte die Astra-Pistole in Janes Hand mit einem flüchtigen Blick und deutete auf die geborstene Scheibe des Speisesaals. »Die Untoten?«
Jane nickte und schob die Pistole mit dem Perlmuttgriff in eine Tasche ihres Strickanzugs. »Ich habe versucht, sie mit Schüssen zu vertreiben, aber sie haben sich nicht beeindrucken lassen.«
Das überraschte keinen von uns. Gegen Untote halfen nur Silberkugeln.
»Es waren die Lerois-Brüder, nicht wahr?« Jane seufzte schwer.
»Sie ist völlig zusammengebrochen. Zwei Stubenmädchen kümmern sich um sie.«
Ein korpulenter Mann mit Glatze stieg über die Scherben hinweg und kam zu uns. Jane stellte ihn als Pierre Lerois vor. Ich hatte den Hotelbesitzer noch nicht kennengelernt, weshalb ich nicht sofort mit der ganzen Wahrheit herausrücken wollte. Er zögerte jedoch nicht lange.
»Ich habe flüchtig die Gesichter gesehen, Monsieur Sinclair«, sagte er mit einer Stimme, in der Schmerz und Verzweiflung mitschwangen. »Es waren Jacques und Jerome! Und ich habe… die … Verletzungen gesehen…«
Er konnte nicht weiter sprechen, schlug die Hände vor das Gesicht und wurde von einem Weinkrampf geschüttelt. Shaun trat zu seinem Freund, legte den Arm um ihn und stützte ihn. Der Hotelbesitzer wankte neben Shaun in den Speisesaal.
Wir gingen in die Bar, die völlig leer war. Jane holte Gläser und eine Flasche Cognac und schenkte für Monsieur Lerois einen kräftigen Schluck ein. Shaun mußte ihn zum Trinken drängen, danach beruhigte er sich etwas.
»Ich habe schon mehrmals die Leichen von Abgestürzten gesehen«, sagte Pierre Lerois leise. »Meine Söhne sind abgestürzt! Sie sind tot.« Er sah mich hilfesuchend an. »Monsieur Sinclair! Wieso… wieso leben sie trotzdem und … kommen hierher?«
Bei einem Schluck Cognac und einer Zigarette schilderte ich Monsieur Lerois und Shaun Loughelin in Kurzform meine Erfahrungen mit Untoten. Ich dosierte die Wahrheit sehr vorsichtig.
Trotzdem war der Vater der drei Verunglückten hinterher völlig am Ende.
»Ich bringe dich nach oben, du legst dich hin!« bestimmte Shaun und zog seinen Freund auf die Beine. »Los! Keine Widerrede!«
»Aber das Hotel…«, wandte Lerois ein.
»… läuft heute abend auch ohne dich und Anouk!« Shaun duldete

keine Widerrede.
»Moment«, sagte ich rasch. »Gib mir die Kamera, Shaun!«
»Kamera?« Er griff unter seinen Anorak, den er noch nicht ausgezogen hatte, und machte ein erschrockenes Gesicht. »Ich habe sie verloren. Bestimmt ist bei dem Kampf draußen der Riemen gerissen.«
»Auch das noch!« Ich erklärte Jane kurz, worum es ging, und machte mich auf die Suche. Sie wollte mich begleiten, doch ich ging lieber allein. Einer von uns sollte im Hotel bleiben, falls sich die Untoten noch einmal zeigten.
Ich erreichte ohne Zwischenfall die Stelle, an der wir mit der lebenden Leiche gekämpft hatten. Im Schein der mitgebrachten Taschenlampe brauchte ich nicht lange zu suchen. Die Kamera lag auf einer schrägen Felsplatte. Nur ein kleines Stück weiter, und sie wäre unaufhaltsam in den Abgrund gerutscht.
Während des Rückweges ging der Mond auf. Es war ein herrliches Naturschauspiel, wie sich der milchige Schein über die Berge legte und scharfe Schatten in die Täler zauberte. Ich blieb allerdings nicht stehen, so reizvoll dieser Anblick auch für mich als Großstadtmenschen war. Ich sorgte mich um die ungefähr zwei Dutzend Menschen im Berghotel, Gäste und Personal eingeschlossen. Die meisten hatten keine Ahnung, was sich hier abspielte.
Jane saß mit Shaun in der Halle. Unser neuer Freund hatte endlich den Anorak ausgezogen. Trotzdem wirkte er in dem feinen Ledersessel und zwischen den blank polierten Messingtischen und den Zimmerpalmen wie ein Bierkrug in einer Sammlung feinsten Porzellans.
»Hier, ich habe die Kamera, Shaun.« Ich hielt den arg ramponierten Apparat hoch. »Wo kann ich den Film entwickeln lassen? Heute nacht noch, meine ich!«
»Da wirst du wahrscheinlich nach Grenoble fahren müssen«, meinte Jane. Sie hatte die Beine übereinandergeschlagen und zog damit die Blicke des jungen Mannes an, der anstelle von Anouk Lerois hinter der Rezeption stand.
»Da hast du heute kein Glück mehr, John«, erklärte Shaun.
»Schon möglich, daß du im Tal einen Fotografen findest, der für dich eine Nachtschicht einlegt. Aber die Seilbahn wurde mit Einbruch der Dunkelheit eingestellt.«
Mir lag schon eine Verwünschung auf den Lippen. Ich hielt sie jedoch zurück. »Was ist mit diesem Mann im Rollstuhl? Wohnt er nicht im Hotel? Er könnte doch die Seilbahn…«
»Nichts zu machen! Domenico fährt jeden Abend mit der letzten Gondel ins Tal. Er kommt erst morgen früh wieder hoch.«
»Aber man könnte doch ins Tal telefonieren und…«, setzte ich an.
»Pardon, Monsieur!« Der Angestellte kam hinter der Rezeption

hervor. »Ich könnte Ihnen helfen. Ich bin Hobbyfotograf und habe in meinem Zimmer alle Apparate und Chemikalien zum Filmentwickeln. Vorausgesetzt, es ist ein Schwarzweißfilm.«

»Sehen wir doch gleich nach«, schlug ich vor.

»Und ich kümmere mich um Madame Lerois«, erklärte Jane. »Gehen Sie zu Monsieur Lerois, Shaun! Die beiden brauchen Hilfe.«

Der Hotelangestellte war eigentlich Kellner, wie er mir erzählte.

Die Rezeption hatte er nur ausnahmsweise übernommen und ließ sich nun von einem Kollegen vertreten. Während er in seinem Zimmer den Film in völliger Dunkelheit aus der Kamera nahm und zurückspulte, schilderte er die Zustände im Hotel.

»Seit die drei Söhne verschwunden sind, läuft nichts mehr richtig. Sie können sich nicht vorstellen, was für ein Schock das für Monsieur und Madame war! Und heute abend… ich habe die beiden gesehen … mon dieu, also stimmen die alten Legenden!«

»Über Portaguerra, den Magier aus Turin?« hakte ich nach.

»Genau, Monsieur Sinclair! Ich dachte immer, es wäre dummes Zeug, aber er soll noch in der Todeswand leben und Menschen in den Abgrund schleudern, wenn sie ihm zu nahe kommen. Er kann die Wand nicht verlassen, weshalb er irgendwo auf seine Opfer lauert. Die Lerois-Brüder wären niemals abgestürzt. Dazu waren sie zu erfahrene Bergsteiger.«

Eine halbe Stunde später war der Film aus dem Fotoapparat des vermißten Reporters entwickelt. Der Kellner hob ihn gegen das Licht, stieß einen Schrei aus und ließ ihn entsetzt fallen. Er streckte angewidert seine Hände von sich, als habe er etwas Abscheuliches berührt.

Ich bückte mich hastig und hob den Filmstreifen auf. Schon der erste Blick jagte mir einen kalten Schauer über den Rücken.

Wir hatten das Blitzlicht in der Todeswand gesehen. Folglich mußten diese Aufnahmen auch aus der Wand stammen. Sie zeigten einen totenschädelähnlichen Kopf unter einer weiten Kapuze. Auf einem einzigen Bild war die ganze Gestalt zu sehen, mit der Raoul Gasconne zusammengetroffen war.

Wieder der mumifizierte Schädel, dazu die Kapuze, die an einem weiten Umhang befestigt war, der vorne aufklaffte. Über einem Knochengerüst spannte sich bleiche Haut. Auf dem Negativ war der Mantel weiß, der Körper des Unheimlichen fast schwarz. Das letzte Foto war auf der »Nase« entstanden. Dort hatte es zum letzten Mal aufgeblitzt.

»Sprechen Sie mit keinem Menschen darüber«, bat ich den Kellner. »Es würde im Hotel eine Panik auslösen.«

Er kauerte verstört auf seinem Stuhl. »Das ist Portaguerra, wie die Alten ihn beschreiben«, stammelte er. »Ich weiß es ganz genau!

Portaguerra ist zurückgekehrt!« Er schüttelte völlig fassungslos den Kopf. »Nur gut, daß er die Todeswand nicht verlassen kann!«

Ich ließ ihn in dem Glauben. Wozu sollte ich die Pferde scheu machen.

Sicher, die Mumie des ermordeten Magiers konnte den Bereich der Steilwand nicht verlassen und daher auch nicht das Hotel angreifen. Das behaupteten wenigstens die alten Sagen, denen ich nur zu gern glauben wollte.

Portaguerra hatte sich jedoch Helfer verschafft, mindestens drei, wahrscheinlich sogar vier. Denn nun stand für mich fest, daß auch Raoul Gasconne zu den Opfern der Mumie gehörte.

Bill Conolly hatte recht behalten. Jane und ich hatten einen brandheißen Fall übernommen.

***

Das Motorgeräusch des alten Fiat verriet, daß einiges nicht in Ordnung war. Zu allererst fehlte der Auspuff. Dicht hinter der italienisch-französischen Grenze hatte ihn ein auf der Straße liegender Stein abgerissen. Außerdem hustete der Motor, als wäre er nur durch Zufall in Gang geraten und müßte eigentlich schon längst auf dem Schrottplatz liegen.

»Hoffentlich kommen wir überhaupt noch bis Modane«, sagte die schwarzhaarige Frau auf dem Nebensitz. »Wir sind schon spät dran.«

»Das Berghotel auf dem Col du Lauterset gehört zu den besten Häusern«, tröstete sie der Fahrer. »Die haben bestimmt Nachtdienst.«

»Aber erst einmal müssen wir oben sein«, wandte Adriana ein.

»Sie haben da zwar eine Seilbahn, aber…«

»Nun hör schon auf!« rief Roberto Maledusa lachend. »Wir haben vor einem Jahr geheiratet, obwohl deine und meine Eltern dagegen waren. Wir haben uns eine Wohnung gekauft, obwohl uns niemand auch nur eine Lira gegeben hat. Wir werden es noch schaffen, in unser Urlaubsziel zu gelangen.«

»Da hast du auch wieder recht.« Die einundzwanzigjährige Adriana lehnte sich gegen die Schulter ihres nur um zwei Jahre älteren Mannes, allerdings nicht zu fest, damit er den alten Fiat sicher durch die Spitzkehren der schmalen Bergstraße steuern konnte.

»Mmh«, schnurrte sie und preßte ihre Lippen gegen seinen Hals.

»Du riechst gut.«

»Ich habe mir vor der Abfahrt in Turin die Haare gewaschen, das ist alles.« Roberto Maledusa grinste. Im Widerschein der Armaturenbrettbeleuchtung blitzten seine perlweißen Zähne. »Hör auf, oder ich fahre den Wagen in die Büsche, und dann wirst du mich kennenlernen!«

Der Fiat rollte über eine gerade Strecke. Daher konnte Roberto einen

kurzen Blick auf seine Frau riskieren, die sich lachend gerade hinsetzte. Ihr enges T-Shirt spannte sich über ihren festen Brüsten.

Wie eine zweite Haut schmiegte es sich an ihren Körper und enthüllte, daß Adriana keinen BH trug. Im tiefen Ausschnitt schimmerte ihre dunkle Haut. Robertos Blick glitt zu ihrem schmalen Hals und weiter zu den üppigen Lippen, die ihm einen lockenden Kuß sandten.

»Fahr!« befahl Adriana, obwohl auch in ihren schwarzen Augen Verlangen nach Zärtlichkeit glitzerte. »Fahr, oder wir schlafen heute nacht im Wagen.«

»Wäre das so schlecht?« fragte er mit einem Unterton, der deutlich verkündete, was er eigentlich dachte.

»Lustmolch«, schimpfte Adriana und schob ihre Hand auf seinen Schenkel. »Wirst du dich jetzt auf die Straße konzentrieren?«

»Fällt mir schwer«, murmelte Roberto. »Das da vorne könnten schon die Lichter von Modane sein.«

»Wären wir an der Grenze nicht so lange aufgehalten worden, wären wir schon längst da«, beklagte sich seine Frau. »Aber mit diesen ewigen Kontrollen wegen Terroristenfahndungen… na ja, muß wohl sein.«

Sie schwiegen eine Weile. Jeder hing seinen Gedanken nach, und die waren ziemlich gleich. Roberto arbeitete in Turin in der Autoindustrie am Fließband, Adriana im selben Unternehmen in der Verwaltung. Beide hatten in den letzten drei Jahren jede Lira gespart, sich nichts gegönnt und davon die Wohnung gekauft, die noch nicht eingerichtet war. Trotzdem gönnten sie sich diesen Urlaub auf dem Col du Lauterset.

»Damit wir nicht durchdrehen«, hatte Roberto bei der Planung gesagt. »Ist ja recht schön, ein Jahr lang auf Matratzen zu schlafen, die nur auf dem Boden liegen. Aber einmal möchte ich mit dir auch in einem richtigen Bett liegen.«

»Als ob das nötig wäre«, hatte Adriana mit einem sinnlichen Augenaufschlag geantwortet, aber einverstanden war sie mit dem Urlaub in dem schönen Berghotel auf dem Col du Lauterset doch gewesen.

»Na also«, seufzte Roberto erleichtert, als die Kurven zu Ende waren und sie auf einem abschüssigen geraden Straßenstück direkt auf das Ortsschild MODANE zurollten. »Das wäre geschafft!«

»Ich freue mich schon auf unser Zimmer, Roberto!« Adriana deutete nach vorne. »Da ist die Seilbahnstation. Sie haben sogar einen eigenen Parkplatz, wie praktisch.«

»Und er ist so dunkel, wie praktisch!« Roberto ließ den Fiat an der Hinterwand der Station auslaufen und löschte die Lichter. Im nächsten Moment schlang er seine Arme um seine Frau, zog sie heftig an sich

und küßte sie leidenschaftlich.

Anfangs wehrte sich Adriana, doch schon nach wenigen Sekunden schmolz ihr Widerstand. Sie gab sich ganz seinem Kuß hin, erwiderte ihn hitzig, sank in seine Arme und fuhr mit den Fingern in seine gekrausten schwarzen Haare.

Erst nach Minuten löste sie sich keuchend von ihm. »Hörst du wohl sofort damit auf, oder ich schreie um Hilfe«, drohte sie scherzhaft.

»Schrei doch, Liebling«, sagte er leise lachend und zog sie wieder an sich.

Diesmal wurde Adriana jedoch energisch. Sie drängte ihn weg.

»Los, ins Hotel mit uns!« ordnete sie an und entschlüpfte ihm, als er noch einmal nach ihr greifen wollte.

Roberto stieg ebenfalls aus, holte die beiden Koffer aus dem Wagen und schloß ihn gut ab. Danach sah er sich ratlos um.

»Alles dunkel. Was machen wir jetzt?«

»Sehen wir doch nach«, schlug Adriana vor. »Vielleicht ist noch jemand da.«

Sie lief voran und traf am Eingang der Talstation mit George Renard zusammen. Dessen Augen weiteten sich, als er die rassige Italienerin vor sich sah.

»Hallo«, sagte er einschmeichelnd. »Ich dachte schon, der Abend wäre gelaufen! Aber da bieten sich ja ganz neue Aussichten!«

»Und ob sich die bieten, du Grünschnabel!« fauchte Roberto Maledusa, der hinter seiner Frau aus dem Schatten des Parkplatzes auftauchte. Er sagte es auf Italienisch, aber so wie er Georges französische Bemerkung verstanden hatte, so begriff auch der junge Franzose, was der breitschultrige, sehnige Kerl hinter dem hübschen Mädchen sagte.

»Oh, pardon!« George Renard wurde gleich um einige Nummern kleiner. »Tut mir leid, Monsieur, Madame!«

»Schon gut!« Adriana deutete auf die Eingangstür der Station.

»Sagen Sie nicht, daß die Bahn nicht mehr fährt!«

»Vor fünf Minuten ist die letzte Gondel angekommen.« George Renard zuckte die Schultern. »Wollten Sie ins Berghotel? Das klappt erst morgen früh. Wenn Sie für die Nacht ein Zimmer suchen, ich habe eines…«

»Nicht unverschämt werden!« drohte Roberto eifersüchtig.

»So war das nicht gemeint, Monsieur«, verteidigte sich George.

Er hatte schon längst eingesehen, daß er bei diesem Mädchen nicht landen konnte. »Meine Tante besitzt ein Hotel. Da drüben, sehen Sie? Wenn Sie ein Zimmer mieten möchten, gehen sie einfach hinüber. Sauber und preiswert.«

Er hatte es plötzlich sehr eilig, weil Robertos funkelnde Augen nichts Gutes verhießen. Roberto starrte wütend hinter dem Angestellten der

Seilbahn her.

»Schon gut, Roberto, er hat es nicht böse gemeint«, beschwichtigte ihn Adriana. »Siehst du, jetzt haben wir den Salat! Und alles nur, weil du dich nicht zügeln kannst!« Sie war wirklich ärgerlich.

»Dann dürftest du nicht so hübsch sein, wie du bist«, antwortete er und schmolz damit ihren Ärger weg. »Bleibt uns wohl nichts anderes übrig, als da drüben in dieses Hotel zu gehen. Aber eines sage ich dir gleich! Wenn sich dieser Schmalspurgigolo nur in deiner Nähe zeigt, poliere ich ihm seine Larve, daß er sich vierzehn Tage nicht im Spiegel betrachten kann, ohne einen Schreikrampf zu bekommen.«

»Was hast du denn?« Adrianas Mundwinkel zogen sich amüsiert nach oben. Der Schalk saß ihr im Nacken. »Der Junge sieht doch phantastisch aus.« Sie verdrehte schwärmerisch die Augen. »Mein Traummann! In modernen Ehen hält man viel von Abwechslung, Liebling! Komm, gehen wir in das Hotel…«

Sie brach mit einem erstickten Schrei ab, weil Roberto sie an sich riß. Seine Augen funkelten dicht vor ihrem Gesicht. »Ich werde dich lehren!« zischte er grinsend und wollte sie wieder küssen, als sich neben ihnen jemand räusperte.

Sie wandten sich erschrocken um, da sie nicht auf ihre Umgebung geachtet hatten. Der Mann trug Kleider wie ein Bergsteiger, derbe Schuhe, eine graue Hose und einen dunkelbraunen Anorak, dessen Kapuze er weit in das Gesicht gezogen hatte.

»Verzeihung, wollten Sie nicht mit der Seilbahn zum Hotel hinauffahren?« fragte der Fremde. Seine Stimme klang seltsam kalt und ausdruckslos und erinnerte Roberto an künstlich erzeugte Stimmen, mit denen man bei Computern experimentierte. Er dachte jedoch nicht weiter darüber nach, da ihn die Aussicht lockte, der Fremde könnte Ihnen vielleicht helfen.

So war es dann auch. Ohne genauer zu erklären, wieso er das vermochte, führte der Mann mit dem verhüllten Kopf das junge Paar in die Seilbahnstation und ließ sie in die Gondel steigen.

»Einen Moment Geduld«, sagte er und verschwand in dem unbeleuchteten Kontrollraum.

»Richtig unheimlich«, flüsterte Adriana und drängte sich an ihren Mann. »Alles finster! Was ist das für ein Kerl? Und warum zeigt er sein Gesicht nicht?«

»Keine Ahnung«, murmelte Roberto. »Ich dachte zuerst, er würde sich ein paar Francs nebenbei verdienen wollen. Aber er hat kein Geld verlangt.«

Im nächsten Moment setzte sich die Gondel in Bewegung und schwebte aus der unbeleuchteten Station hinaus. Für das Ehepaar Maledusa gab es keine Umkehr mehr. Unaufhaltsam erfüllte sich das Verhängnis.

Roberto und Adriana saßen schweigend nebeneinander. Er hatte einen Arm um seine Frau gelegt und fühlte, daß sie zitterte. Er wollte etwas sagen, wollte ihr Mut machen und erklären, daß sie gar keinen Grund zur Angst hatten, doch über seinen Rücken lief eine Gänsehaut, als er die unbeleuchtete Bergstation sah. Wie ein großes, weit aufgesperrtes schwarzes Maul gähnte ihnen die Öffnung entgegen.

Es war nichts, absolut nichts zu sehen, und doch hatten die beiden das Gefühl, einer grauenhaften Gefahr entgegenzutreiben.

Es gab kein Entkommen. Sie konnten die Gondel nicht verlassen.

Ein harter Ruck lief durch die Gondel. Sie stand auf halber Strecke.

Im nächsten Moment flammten die kalten Neonröhren an der Decke der Bergstation auf.

Auf der Plattform standen drei Männer mit zerfetzten Kleidern und blutig geschlagenen Körpern.

In maßlosem Grauen starrten Roberto und Adriana auf die gekrümmten Hände, die nach der Tür der Gondel griffen. Ächzend packte Roberto den inneren Türgriff und hielt ihn mit aller Kraft fest, doch es half nichts.

Gegen diese drei Männer hatten sie keine Chance.

Mit einem Ruck rissen sie die Tür auf. Einer packte in die Gondel und krallte seine Finger um Adrianas Arme.

»Roberto, hilf mir!« schrie Adriana heiser vor Angst.

Ihre Beine schleiften über den Boden, als einer der Männer sie hastig in den Hintergrund der Station zerrte.

Roberto Maledusa wollte seine Frau retten. Mit geballten Fäusten warf er sich auf die beiden anderen Angreifer, doch im nächsten Moment hing er hilflos in ihren harten Griffen.

So sehr er sich auch sträubte, sie zogen ihn wie eine leichte Puppe mit sich.

Adrianas Schreie schrillten durch die Nacht. Roberto tobte, trat nach den Männern und brüllte sie an, doch es half alles nichts. Als sie die Bergstation verließen, sahen sie vor sich die Lichter des Hotels.

Soeben flammte die Außenbeleuchtung auf. Im Hotel waren die Schreie gehört worden.

»Hilfe!!« schrie Roberto noch einmal und stemmte seine Füße gegen den Boden. »Hier sind wir! Helft uns!«

Im nächsten Moment erhielt er einen fürchterlichen Schlag gegen den Hinterkopf. Er brach lautlos zwischen seinen beiden Entführern zusammen.

***

Ich zeigte Jane die Filmbilder. Sie wurde blaß.

»Im ersten Moment dachte ich, das wäre der Schwarze Tod.« Sie atmete tief durch. »Aber der kann es ja zum Glück nicht sein.«

»Dieser Portaguerra scheint aber auch nicht gerade der Sympathischste zu sein«, erwiderte ich.

»Er wäre nicht der erste wiedererstandene Magier, den du zur Strecke bringst, John«, meinte Jane aufmunternd.

»Das schon«, gab ich zu. »Dafür sitzt er an einer Stelle, an der ich ihn nur schwer oder gar nicht erwische, nämlich in einer Felswand, die sogar für geübte Bergsteiger weitgehend unbegehbar ist. Wie soll ich ihn jagen?«

Darauf hatte Jane auch keine Antwort. »Weißt du was, John?« Sie lächelte, daß sich in ihren Wangen Grübchen bildeten. »Es wird uns schon etwas einfallen, wenn es erst so weit ist. Und jetzt habe ich Hunger!«

So war Jane. Sie dachte eben praktisch. Wir wandten uns an den Kellner, der die Rezeption übernommen hatte. Inzwischen ging es ihm wieder etwas besser. Er hatte den ärgsten Schock hinter sich.

»Essen in zehn Minuten im Festsaal«, erklärte er. »Der Speisesaal ist unbenutzbar.«

»Was macht das Ehepaar Lerois?« erkundigte ich mich bei Jane, während wir zum Festsaal gingen. Er lag eine halbe Etage höher als die Halle und war in einem später erbauten Nebentrakt untergebracht.

»Ich habe jedem von ihnen eine Schlaftablette gegeben«, antwortete meine Begleiterin. »Außerdem ist eines der Zimmermädchen bei ihnen. Es kann also nichts passieren. Aber frag mich nicht, John, wie es ihnen geht.«

»Ich kann es mir vorstellen.« Ich warf einen Blick durch das Fenster, an dem wir soeben vorbeigingen, und stockte. »Moment! Was ist das?«

Die Scheibe spiegelte. Aber als ich das Gesicht dicht an das Glas hielt und die Augen mit beiden Händen abschirmte, sah ich deutlich, daß eine Gondel auf die Bergstation zuschwebte. »Shaun hat doch gesagt, daß die Seilbahn nicht mehr fährt.«

»Merkwürdig«, meinte auch Jane. »In der Bergstation brennt überhaupt kein Licht.«

»Hallo, John, Jane!« Shaun kam wie auf ein Stichwort hinter uns die Treppe herauf. »Seid ihr auch zu den Futtertrögen unterwegs? Ich habe Hunger wie ein Wolf!«

»Hier, die Seilbahn fährt!« sagte ich knapp und deutete durch das Fenster.

»Ausgeschlossen!« rief Shaun, sah hinaus und schüttelte den Kopf. »Das gibt es doch gar nicht! Ist außerdem streng verboten. John, da stimmt was nicht! George, das ist der Junge in der Talstation, der macht schon mal gegen gutes Trinkgeld eine Ausnahme. Aber Domenico spielt nicht mit. Nicht, wenn es so gefährlich ist wie jetzt.«

»Los, das sehen wir uns an!« rief ich. Unsere Wetterjacken lagen noch in der Halle, so daß ich nicht erst in mein Zimmer mußte. Als wir vor

das Hotel traten, war die Gondel nicht mehr zu sehen.

»Die sind schon in der Bergstation.«

Shaun schlug ein scharfes Tempo an. Jane blieb an meiner Seite.

Gleich darauf flammten die Lichter hinter den Fenstern der Seilbahnstation auf. Im nächsten Moment erscholl ein grauenhafter Schrei.

Ich rannte los, überholte Shaun und flog der Bergstation entgegen, die düster und drohend wie ein Felsblock vor mir stand. Die Schreie im Inneren des Gebäudes rissen nicht mehr ab. Deutlich unterschied ich jetzt die Stimmen einer Frau und eines Mannes.

Die Tür flog auf, mehrere Gestalten drängten ins Freie. Ich wurde durch die Lichtflut geblendet, aber ich wußte sofort, mit wem wir es zu tun hatten. Ich sah die Kapuzen über den Köpfen und die zerschlissenen Kleider.

»Die Lerois-Brüder!« schrie Shaun Loughelin dicht hinter mir.

Ich wandte für einen Moment den Kopf. Drüben am Hotel flammten Lichter auf. Die übrigen Gäste und das Personal hatten ebenfalls die Hilfeschreie gehört.

Meine Hand flog an die Beretta. Ich riß die mit Silberkugeln geladene Pistole hervor und hob sie, aber ich kam zu keinem Schuß.

Einer der Untoten zerrte eine sich heftig wehrende Frau mit sich, die beiden anderen schleppten zwischen sich einen bewußtlosen oder toten Mann.

»Schieß doch, John!« schrie Jane. Sie war ein Stück zurückgeblieben und hatte nicht den Überblick wie ich.

Ich ließ die Waffe sinken. Die Gefahr war zu groß, eines der Opfer zu treffen.

»Shaun, hilf dem Mädchen!« rief ich dem Iren zu.

Er reagierte sofort und schwenkte zur Seite. Wahrscheinlich konnte er den Untoten nicht aufhalten, aber da er ohne Waffen war, hatte er gegen einen Wiedergänger größere Chancen als gegen zwei.

Ich selbst stellte mich den beiden Lerois-Brüdern in den Weg, die den Mann zwischen sich hielten. Noch immer konnte ich nicht erkennen, ob er überhaupt lebte. Verletzungen waren zwar nicht zu erkennen, aber das hatte nichts zu sagen.

Ich vertrat Ihnen den Weg und sprach einen Bann der Weißen Magie, eine allgemeine Formel zur Abwehr des Bösen.

»Gebt eure Gefangenen frei!« fügte ich scharf hinzu.

Ich fühlte ihre Augen auf mich gerichtet. Den schauerlichen Anblick der zerschmetterten Körper kannte ich bereits. Der konnte mich nicht mehr erschrecken. Aber ich wußte nicht, über welche Fähigkeiten sie noch verfügten.

Hinter mir erklangen Schreie und harte Schläge. Für einen Sekundenbruchteil wandte ich den Kopf. Ich mußte wissen, was aus

Shaun wurde.
Das war ein Fehler, denn diesen Sekundenbruchteil nutzten meine Gegner skrupellos aus. Ein schwerer Körper fiel auf mich.
Ich riß die Fäuste hoch und wollte zuschlagen, aber ich hielt mich zurück. Sie hatten den Gefangenen auf mich geschleudert. Ich hielt ihn fest und fing die ärgste Wucht des Sturzes ab.
Er lag regungslos auf mir. Ein schlaffer Körper ist bekanntlich schwerer als ein voll einsatzfähiger. Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich mich unter dem Fremden hervorgewälzt hatte, vor allem da ich darauf achten mußte, ihn nicht zu verletzen. Und dann war alles zu spät. Die beiden Untoten waren über mir. Ich sah meine letzte Stunde gekommen, als ich die zerschundenen Gesichter dicht über mir erblickte. Ihre Hände schnellten vor. Sie fegten meine Fäuste zur Seite, als wären sie Vogelfedern, und ich hatte das Gefühl, es hätte mir die Hände abgerissen. In diesen beiden Körpern steckten gewaltige Kräfte. Portaguerra hatte sie zu Mordmaschinen umprogrammiert.
Der erste Schlag traf mich um ein Haar an der Kehle, und das hätte mein Ende bedeutet. Gedankenschnell riß ich den Kopf zur Seite und dreht mich. Die Faust des Untoten verfehlte ihr Ziel und knallte gegen meine Brust.
Ich wollte hoch und aus seiner Reichweite, aber seine Finger verkrallten sich in meinem Hemd und zerfetzten es.
Ein heiseres Röcheln drang aus der Kehle der Bestie. Der Druck schwand von meiner Brust, als sie die Hand zurückriß.
Noch benommen von dem schweren Treffer, richtete ich mich auf die Ellbogen auf. Erst jetzt erkannte ich den Grund für den Rückzug des lebenden Leichnams. Wieder einmal hatte in letzter Sekunde mein Kreuz geholfen. Es ging aus dem zerrissenen Hemd und strahlte dem Unheimlichen entgegen.
Wie schon beim ersten Mal, so wurde er auch jetzt zurückgetrieben. Der Leichnam seines Bruders kam erst gar nicht an mich heran.
Ich wollte vom Boden aufspringen und verhindern, daß sie den Wehrlosen erneut packten und wegschleppten, doch mit einem Schmerzenslaut sank ich zurück. Es fühlte sich an, als wäre mein Rücken in zwei Teile zerbrochen. Bei dem Sturz war ich unglücklich auf einen Stein gefallen.
Stöhnend wälzte ich mich auf die Seite. Jane war weit entfernt, ungefähr fünfzig Meter. Undeutlich erkannte ich einen Stein in ihrer erhobenen Hand, mit dem sie Shaun helfen wollte. Der Ire kämpfte verbissen gegen den dritten Untoten, der sich nur mit einer Hand verteidigte. Mit der anderen hielt er die Frau fest.
Ich war auf mich allein gestellt. Vor dem Hotel standen zwar zahlreiche Menschen und starrten zu uns herüber, aber keiner kam auf die Idee, in den Kampf einzugreifen.

Einfach nicht auf den Schmerz achten, John, sagte ich mir und stemmte mich hoch. Ich hätte schreien mögen, aber ich biß die Zähne zusammen und streckte die Hände nach den Untoten aus, die sich erneut zu dem Mann bückten.

Ich kam nicht an sie heran, und sie wichen hastig vor der Ausstrahlung des Kreuzes zurück, dessen Gefährlichkeit sie längst erkannt hatten. Ehe ich sie daran hindern konnte, rissen sie den Mann vom Boden hoch.

In diesem Augenblick kam er zu sich, öffnete die Augen und blickte wild um sich. »Adriana!« schrie er gellend auf.

»Roberto!« antwortete die Frau, die noch immer in dem Griff des dritten Untoten hing.

Jetzt zögerte ich nicht mehr. Es war immer noch besser, eines der Opfer trug einen Streifschuß davon, als daß diese Bestien sie verschleppten. Ich zog die Beretta.

Doch die Untoten warteten nicht, bis ich schußbereit war, und meine Bewegungen liefen wie in einem in Zeitlupe gedrehten Film ab. Der Schmerz strahlte von meinem Rücken aus und lähmte meine Arme. Als ich endlich die Beretta zwischen den Fingern hielt, schien sie schwer wie eine Maschinenpistole zu sein.

Die Untoten hetzten aber mit ihrem Opfer auf dem Weg entlang, der zu der Todeswand führte. Noch befanden sie sich in Schußweite. Ich packte die Beretta mit beiden Händen, kniete auf dem felsigen Untergrund und zielte.

Der Schuß krachte.

Ich sah dicht neben einem Untoten Funken aufsprühen. Das Silbergeschoß war an einem Felsen abgeprallt. Meine Hände zitterten so heftig, daß ich nicht richtig zielen konnte.

Verzweiflung packte mich. Ich konnte in den Kampf nicht eingreifen, der zwischen Shaun und dem dritten Untoten tobte, und der junge Mann, Roberto, wie ihn das Mädchen genannt hatte, befand sich schon außer Reichweite.

»John!« Jane tauchte neben mir auf. »Die Beretta! Schnell!«

Ich hielt ihr die Waffe entgegen. Für mich war sie im Moment wertlos. Jane konnte etwas damit anfangen.

»Bist du verletzt?« rief sie mir besorgt zu und riß mir die Pistole aus der Hand.

»Unwichtig!« keuchte ich.

Sie wirbelte herum und lief federleicht über das Geröll auf Shaun, den Untoten, und diese Adriana zu. »Shaun, zur Seite!« schrie sie unserem Freund zu.

Ich war einen Moment abgelenkt, weil ich hinter dem fremden Mann und den beiden lebenden Leichen hersah. Sie erreichten die Warntafeln. Im Mondlicht waren sie deutlich zu sehen. Ich schob mich

weiter an die Felswand heran, die sich bis zu der Seilbahnstation fortsetzte. Ich lag auf einem Vorsprung, von dem aus ich einen Teil des Abstiegs überblicken konnte.

Das scharfe Knallen der Beretta riß mich herum. Shaun war zur Seite gewichen, wie Jane es verlangte. Die Privatdetektivin hatte auf den Untoten geschossen, ihn aber offensichtlich nicht voll getroffen, sonst wäre er jetzt schon zu Staub zerfallen.

Er wandte denselben Trick wie seine Brüder an und schleuderte Jane seine Gefangene entgegen. Er blieb jedoch nicht stehen und griff Jane auch nicht an, sondern wandte sich zur Flucht.

Diese Adriana taumelte Jane Collins entgegen, die sie auffing und noch einen Schuß auf den fliehenden Untoten abgab, aber auch diese Kugel war nicht genau genug gezielt und verfehlte ihn.

Ein gurgelnder Schrei ließ mich herumfahren. Entsetzt starrte ich in die Todeswand hinein.

Mit unglaublicher Geschwindigkeit kletterten die beiden Lerois-Brüder mit ihrem Opfer zu der »Nase« hinunter. Jeder Mensch wäre abgestürzt, noch dazu bei Dunkelheit.

Das Mondlicht reichte aus, daß ich den schauerlichen Mord beobachten konnte und mußte.

Auf der »Nase« angekommen, warteten sie, bis ihr dritter Bruder sie einholte. Der junge Mann hielt sich nicht mehr aus eigener Kraft aufrecht, sondern wurde von ihnen gestützt. Offenbar hatte er vor Angst erneut das Bewußtsein verloren.

Jane kam zu mir. Sie wollte etwas sagen, doch ich winkte ab.

Gebannt starrte sie ebenfalls zu der »Nase« hinunter. Wie aus dem Nichts tauchte plötzlich eine vierte schattenhafte Gestalt auf.

Sie unterschied sich von den Untoten durch einen bodenlangen Umhang.

Mehr konnten wir aus dieser Entfernung nicht erkennen.

Auf mehr achteten wir aber auch nicht, denn diese vierte Schauergestalt packte Roberto, schwang ihn hoch über den Kopf und schleuderte ihn vor unseren Augen in den Abgrund…

***

»Oh, mein Gott, John!« Jane sank schluchzend in meine Arme, daß ich schmerzlich aufstöhnte. Sofort zuckte sie zurück. Aus ihren klaren Augen strömten Tränen. Sie zitterte heftig, als sie mir behutsam die Hand an die Wange legte. »Du bist ja doch verletzt, John!«

»Ich bin mit dem Rücken auf einen Stein gestürzt«, sagte ich mit zusammengebissenen Zähnen. »Komm, hilf mir auf die Beine.«

Shaun hielt die Frau auf den Armen und trug sie auf das Hotel zu. Jane stützte mich, so gut es ging. Dabei weinte sie ununterbrochen. Der Schock wirkte bei ihr noch nach.

»Geht es, John?« fragte sie besorgt.
Ich hing wie ein nasser Sack an ihr. »Habe mich selten so wohl gefühlt«, preßte ich stöhnend hervor. »Diese Bestie! Jetzt wissen wir, wie die anderen gestorben sind.«
Jane gab keine Antwort. Ihre Tränen versiegten, aber sie war leichenblaß und schüttelte sich, während sie mir besorgt ins Gesicht sah.
»Es wird schon klappen«, behauptete ich und meinte damit den Weg zum Hotel. Jane stütze mich trotzdem. Shaun erreichte bereits den Eingang und verschwand mit der Geretteten in dem Gebäude.
Die Leute schlossen sich ihm an, so daß niemand unseren Einzug beobachtete. Ich war darüber recht froh, weil ich keine gute Figur machte.
Jane brachte mich auf mein Zimmer. Die Tür zum Nebenzimmer war geschlossen. Dahinter hörte ich leises Weinen und eine beruhigende Stimme. Jane ging hinüber und ließ die Tür offen.
Ich hatte es mir schon gedacht. Die Frau lag auf Janes Bett. Shaun saß neben ihr und redete auf sie ein. Jane gab ihm einen Wink, worauf er aufstand und zu mir kam, während die Privatdetektivin bei Adriana blieb.
»So etwas!« Shaun setzte sich kopfschüttelnd auf das Fußende meines Bettes. »Unglaublich! Sie hat mir alles geschildert, während ich sie ins Hotel trug. Die Kleine war gar nicht ohnmächtig, sie konnte nur nicht mehr laufen. Die ist völlig mit den Nerven fertig, John, sage ich dir.«
»Wie sind sie denn den Untoten in die Hände gefallen?« erkundigte ich mich.
»Sie heißen Maledusa, kommen aus Turin. Haben hier ein Zimmer bestellt. Die Seilbahn war schon geschlossen, aber sie hat etwas von einem scheinbar hilfsbereiten Mann gesagt, der für sie wieder aufgeschlossen hat.«
»George Renard, der mit jeder Touristin flirtet?«
»Bestimmt nicht«, behauptete Shaun. »Außerdem arbeitet George doch nicht mit den Untoten zusammen! Sie hat einen Anorak und eine Kapuze erwähnt.«
»Das war bestimmt Gasconne, der Reporter!« rief ich. »Er hat die beiden in die Falle gelockt. Die Lerois-Brüder haben in der Bergstation gewartet.«
Shaun nickte. Inzwischen hatte er genügend Erfahrung mit den lebenden Toten und dem Magier der Todeswand gesammelt.
»Wahrscheinlich hast du recht. Ein Glück, daß Jane den Kerl noch rechtzeitig vertreiben konnte. Was ist mit dem Mann? Mit Roberto Maledusa?«
Ich sagte es ihm, und er wurde so bleich, daß sich die zahlreichen Sommersprossen scharf auf seiner Haut abzeichneten.

»Mist, elender!« fluchte er. »Die beiden waren erst seit einem Jahr miteinander verheiratet. Himmel, das wird noch ein Schock für die Kleine! Hast du so etwas öfters? Ich meine, daß du Angehörigen eine solche Nachricht bringen mußt?«

»Das ist eine Folge meines Berufs«, erwiderte ich, drehte mich auf die Seite und stöhnte auf.

»Was ist?« Shaun sprang auf und erschrak. »Dein Pullover ist ganz blutig! Bleib liegen, John, ich helfe dir!«

»Halb so schlimm«, sagte ich, obwohl Schweiß über meine Stirn lief.

»Halb so schlimm?« Shaun zog vorsichtig meinen Pullover und mein Hemd höher. »Mann, John, das ist eine böse Fleischwunde! Hat dich einer der Untoten erwischt?«

Ich erzählte ihm, wie es passiert war. Er half mir beim Ausziehen, dann mußte ich mich auf den Bauch legen. Shaun holte Verbandzeug, das es in einem Hotel immer gab, speziell in einem Berghotel, in dem man auf die Versorgung von Bergunfällen eingerichtet war.

Er säuberte die Wunde und verband sie. »Hätte schlimmer sein können«, meinte er während der Arbeit. »Du hast dir die Haut aufgerissen.«

»Ein Kratzer«, tat ich abfällig. »Schlimmer ist, daß sich mein Rückgrat benimmt, als wolle es sich selbständig machen.«

»Du wirst dich die nächsten Tage schonen müssen«, meinte er und stand auf. »So, erledigt.«

»Von wegen schonen!« Ich lachte wütend auf. »Kannst du mir sagen, wie ich das machen soll? Mit vier mordenden Untoten und einem wiedererstandenen Magier in der Todeswand? Ich bin hier nicht im Urlaub sondern im Auftrag des Yard! Apropos Yard, Shaun. Es wird Zeit, daß ich die französische Polizei verständige.«

»Warte bis morgen früh«, riet er mir. »Ich kenne Sergeant Ladono. Er liebt es nicht, wenn man ihn aus dem Bett holt.«

»So spät schon?« Ich sah auf die Uhr. Es ging auf elf Uhr nachts zu. »Tatsächlich. Also gut, warten wir bis morgen.«

Ich konnte ohne fremde Hilfe aufstehen. Die Ruhe hatte mir gutgetan, und Shaun verstand sich auf das Versorgen von Wunden.

Als ich an die Verbindungstür klopfte, kam Jane zu uns herüber.

»Sie schläft jetzt«, flüsterte sie und legte den Zeigefinger an die Lippen. »Ich bleibe bei ihr. John, sorgst du dafür, daß ich etwas zu essen bekomme?«

Das erinnerte mich daran, daß ich auch hungrig war und bisher noch nichts Eßbares gesehen hatte. »Sofort, Darling«, versprach ich.

»Hast du ihr schon gesagt, was mit ihrem Mann passiert ist?«

Janes Augen verdunkelten sich. Sie nickte und zog sich wortlos in ihr Zimmer zurück. Auch Shaun war betroffen. Und mir erging es nicht anders. Obwohl ich als Geisterjäger immer wieder mit so entsetzlichen

Ereignissen zu tun hatte, ließ es mich nie kalt. Ich stumpfte nicht ab. Allein wenn ich an Will Mallmanns Hochzeit dachte, gefror mir noch heute das Blut in den Adern! Aber auch wenn ich die Opfer und ihre Angehörigen nicht persönlich kannte, berührte es mich immer wieder, wieviel Leid die höllischen Mächte über die Menschen brachten.

In diesem Moment schwor ich mir, Portaguerra und seine Helfer zu vernichten, und wenn ich mutterseelenallein durch die Todeswand klettern mußte!

Ich sollte bald ausreichend Gelegenheit dazu bekommen…

***

Morgennebel zogen wie dicke weiße Leichentücher an den Panoramascheiben des Speisesaals vorbei. Man hatte den Eindruck, daß man nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie festhalten zu können.

Die Steinplatten der Terrasse glänzten vor Nässe. Die Sonnenschirme waren zusammengeklappt und ragten wie abgeschnittene, mahnende Finger in den grauen Nebel. Die hölzernen Stühle waren nach vorne gekippt und lehnten an den Tischen, auf denen kleine Pfützen standen. Die Sonne hing als geisterhaft bleiche Scheibe am Himmel. Ihre Kraft reichte nicht aus, um bis zu uns vorzudringen.

Irgendwann gestern abend oder heute morgen hatten die Hotelangestellten das zerbrochene Fenster notdürftig repariert und mit Brettern zugenagelt. An den Tischen brannten kleine Zierlämpchen aus Messing mit roten Hüten. Abends verbreiteten sie stimmungsvolles Licht. Jetzt sollten sie den tristen Morgen verschönern. Wenn ich jedoch einen Blick quer durch den Saal warf, kam es mir eher so vor, als sähe ich einen Friedhof zu Allerheiligen, wenn auf jedem Grab ein Licht brannte.

Die Gäste aßen schweigend. Das Personal bewegte sich fast lautlos. Nur ab und zu hörte man einen Löffel auf einer Untertasse klirren. Es klang wie das Dröhnen einer Glocke.

Pierre und Anouk Lerois kümmerten sich an diesem Morgen wieder um das Hotel. Aber wie sahen die beiden aus!

Sie war nur mehr ein Schatten mit tief in den Höhlen liegenden Augen und den langsamen, fahrigen Bewegungen einer Süchtigen, die bis zu den Augenbrauen voll mit Stoff war. Ich hatte solche bedauernswerte Drogenopfer schon zur Genüge gesehen. Bei Anouk Lerois wußte ich jedoch, daß es keine Drogen waren, sondern das Wissen um die zweite Existenz ihrer drei toten Söhne.

Pierre Lerois sah auf den ersten Blick besser aus, aber das lag an seinem feisten Gesicht. Wenn man ihn genauer betrachtete, wunderte man sich, daß dieser Mann sich überhaupt noch auf den Beinen hielt.

Shaun kam an unseren Tisch und setzte sich mit einem knappen

Kopfnicken. »Ich habe Sergeant Ladono angerufen, er kommt mit der ersten Gondel herauf zu uns«, flüsterte er. Trotzdem wandten sich sofort alle in unsere Richtung. Es hatte sich herumgesprochen, wer wir waren. Außerdem wußten die Gäste, was in der letzten Nacht vorgefallen war. Adriana Maledusas Rettung hatte viel Aufsehen erregt. Der Angriff der Untoten auf das Hotel ebenfalls.

»Was für ein Mensch ist dieser Sergeant?« erkundigte ich mich. »Wird er uns Schwierigkeiten machen?«

»Was sollte er schon tun?« fragte Shaun dagegen. Der rothaarige Hüne fuhr sich über die Augen. Von zu wenig Schlaf waren sie klein geworden. »Ach, zum Teufel, meine Frau war sauer, daß ich nicht nach Hause gekommen bin. Ich hatte ganz vergessen, ihr gestern abend Bescheid zu sagen. Kein Wunder, bei diesen Aufregungen.«

Der Sergeant kam um neun Uhr vormittags. Er war entsetzlich lang und genauso dürr, überragte mich um mehr als einen Kopf und besaß eine Nase, mit der man Brot schneiden konnte. Ich erinnerte mich nicht, jemals einen Menschen mit einem so dünnen Nasenrücken gesehen zu haben. Außerdem lächelte er nie und sprach sehr wenig. Ich bekam aus dem ungefähr vierzigjährigen Sergeanten der französischen Gendarmerie nur heraus, daß er ebenfalls ein geübter Bergsteiger war.

»Sie können sich jederzeit bei Scotland Yard, erkundigen und meine Angaben überprüfen«, erklärte ich zuletzt. »Selbstverständlich habe ich keine Polizeigewalt in Ihrem Land, aber ich war schon oft im Ausland im Einsatz.«

Wortlos entfaltete der Sergeant seine lange Gestalt und verließ den Speisesaal, in dem wir unser Gespräch geführt hatten. Wir warteten ungeduldig. Letztlich konnte er uns keine Knüppel zwischen die Beine werfen, weil wir offiziell nur als Touristen hier waren, aber ich arbeitete lieber friedlich mit meinen ausländischen Kollegen zusammen.

Als er wiederkam, war seinem schmalen Gesicht keine Regung anzusehen. Die dünnen Lippen bewegten sich kaum, während er sagte: »In Ordnung, Sie können frei arbeiten. Meine Vorgesetzten in Grenoble haben grünes Licht gegeben.«

Shaun grinste schwach. »Das war die längste Rede, die du je gehalten hast, Maurice«, verkündete er. »Schick einen Suchtrupp in die Wand, damit sie sich nach Gasconne und diesem Italiener umsehen.«

»Ist schon unterwegs«, sagte der Sergeant und wandte sich an mich. »Was werden Sie tun, Monsieur l'Inspecteur?«

Diese direkte Frage überraschte mich. »Kann mir jemand genauere Auskunft über Portaguerra geben?«

Maurice Ladono verzog das Gesicht. Er machte eine abfällige Handbewegung. »Ich selbst halte nichts von Ihrer Theorie, Monsieur

Sinclair. Aber bitte, wenn Sie wollen… nein, Shaun hat Ihnen alles erzählt, was es zu wissen gibt. Wenn Sie mehr über Portaguerra erfahren wollen, müssen Sie ihn schon selbst fragen!«

Zwischen den strichdünnen Lippen erklang abgehacktes Gelächter, das wie abgerissen endete, als ich sagte: »Keine schlechte Idee, das werde ich machen!«

»John, bist du verrückt?« rief Shaun. »Das kannst du nicht! Er würde dich umbringen!«

»Ich werde auf mich aufpassen«, sagte ich ernst. »Shaun, überlaß das mir. Es ist meine Aufgabe, diese Bestien unschädlich zu machen!«

»Dazu mußt du in die Wand steigen«, wandte Jane ein. »Und mit deiner Rückenverletzung…«

»Schon gut«, wehrte ich ab. »Sergeant Ladono! Sorgen Sie bitte dafür, daß die Seilbahn stillgelegt wird und nur auf meinen ausdrücklichen Wunsch fährt. Ich will nicht, daß noch mehr Leute hier herauffahren. Noch besser wäre es, wenn wir das Hotel räumen.«

Doch diesmal biß ich auf Granit. Der Sergeant schüttelte nur den Kopf.

»Das übersteigt meine Kompetenz.« Er wandte sich um, als ein Kellner an unseren Tisch kam und ihn zum Telefon rief.

»Ist er immer so stur?« fragte ich ärgerlich.

Shaun zuckte die Schultern. »Erstens ist er wirklich nicht zuständig, John, das müßten seine Vorgesetzten in Grenoble entscheiden. Zweitens bezweifle ich, daß auch sie dazu die Macht haben. Und drittens…« Er seufzte tief auf. »Vergiß nicht, daß diese ganze Region vom Fremdenverkehr lebt. Wenn du Modane und die Umgebung isolieren möchtest, bekommst du die Bevölkerung auf den Hals.«

»Aber sie müssen doch einsehen, daß es so nicht geht!« rief Jane heftig. »Sie können nicht zulassen, daß Unschuldige in Gefahr geraten!«

»Jane«, sagte Shaun begütigend. »Niemand glaubt wirklich an Portaguerra. Er ist für die meisten nur eine Legende, ein Aberglaube, mehr nicht. Du kannst sie nicht davon überzeugen, daß es ihn wirklich gibt.«

»Und die Filmaufnahmen?« hielt sie ihm entgegen. »Die letzten Fotos des Reporters?«

»Könnten gefälscht sein«, erklärte ich. »Laß gut sein, Jane, wir kennen die Hartnäckigkeit, mit der die meisten Leute die Augen vor der Wahrheit verschließen.«

Sergeant Ladono unterbrach mich.

»Grenoble hat einen Suchhubschrauber geschickt«, sagte er. »In der Wand liegen keine Leichen. Die Suche wird eingestellt.«

Damit verließ er das Hotel.

»Verbohrter Kerl«, zischte Jane, die sehr temperamentvoll werden

konnte, wenn sich jemand querlegte. Sie sah mich prüfend an. »Du willst wirklich mit Portaguerra sprechen?«

Ich nickte und stand auf. »Schwarzblütler haben alle eines gemeinsam. Sie sind überheblich. Sie halten sich für unbesiegbar und protzen gern mit ihren Fähigkeiten. Ich muß mehr über ihn erfahren, damit ich ihn ausschalten kann.«

»Der Nebel ist zu dick«, wandte Shaun ein.

»Dann warte ich, bis er sich lichtet. Ich gehe.«

Entschlossen verließ ich den Speisesaal. Jane lief mir nach.

»Ich begleite dich, John!« rief sie. »Ich erlaube nicht, daß…«

»Du bleibst im Hotel«, erwiderte ich rasch. »Ich kenne den Weg durch die Wand. Es ist kein Spaziergang.«

»Ich komme mit«, sagte Shaun, der Jane gefolgt war. »Wenn du schon so verrückt bist, brauchst du wenigstens einen Helfer.«

Jane ließ sich erst überzeugen, als ich sie an Adriana Maledusa erinnerte. »Darling, wir haben dem Magier ein Opfer entrissen. Was ist, wenn er es noch nachträglich holen will? Du mußt sie beschützen.«

Das stimmte Jane um. Ich versorgte sie mit Waffen aus meinem Einsatzkoffer und verließ mit Shaun das Hotel.

An der Todeswand mußten wir tatsächlich warten. Der Nebel war viel zu dicht. Wir sahen kaum die Hand vor den Augen. Es war düster um uns herum, als wäre die Sonne schon wieder untergegangen.

»Ist das normal?« erkundigte ich mich.

»Nein, eigentlich nicht«, entgegnete Shaun zögernd.

Bevor ich mir Gedanken darüber machen konnte, woher diese seltsamen Nebenschlieren stammten, bekam ich die Erklärung serviert.

Auf schauerliche Weise…

***

Die zierliche Frau hätte dem Idealbild einer Japanerin entsprochen, hätte sie nicht die rotblonden Haare, die großen Augen und die weiße Haut einer Europäerin besessen. Ansonsten war sie klein und zierlich, scheinbar zerbrechlich und zart. Wer sie kannte oder längere Zeit beobachtete, ahnte jedoch die Kraft, die in dem Körper mit den schmalen Hüften und den schlanken Beinen steckte.

Minouche Loughelin, in Modane geboren und aufgewachsen und nur durch ihre Heirat mit Shaun mit einem irischen Namen gesegnet, fühlte sich im Moment keineswegs zierlich und zart. Statt dessen war sie so wütend, daß nicht viel gefehlt hätte, und sie wäre tatsächlich mit einem Nudelholz losgezogen, wie man es auf Bilderwitzen immer sah.

Was fiel Shaun, diesem rothaarigen Scheusal, eigentlich ein?

Rothaariges Scheusal nannte Minouche ihren Mann nur, wenn sie

sehr zärtlich oder sehr wütend war. Von Zärtlichkeit gab es im Moment keine Spur. Statt dessen kochte sie mit ihrem ganzen Temperament darüber, daß dieser Kerl einfach mit einem Engländer und dessen attraktiver Freundin auf den Berg gefahren war und sich da oben eine gute Zeit machte!

Dachte sie wenigstens.

Liebe Nachbarinnen hatten ihre zugetragen, daß die Engländerin eine Wucht war, blond und mit einer fabelhaften Figur und den sinnlichen Bewegungen einer erfahrenen Männerverführerin! Für Minouche stand somit fest, daß sich ihr Shaun auf Abwegen befand! Und die wollte sie ihm gründlich versalzen! Sehr gründlich!

»Hallo, Minouche!« rief George Renard in der Talstation und winkte ihr freundlich zu. »Wie geht es?«

Minouche Loughelin war eine der wenigen Frauen, mit denen George nicht flirtete, obwohl sie verteufelt reizvoll war mit ihren glutvollen dunklen Augen und den kleinen festen Brüsten, den wiegenden Hüften und dem aufreizenden Gang. Der Grund für seine Zurückhaltung hieß Shaun und besaß Fäuste wie Kartoffelsäcke.

George wollte weiterhin gut aussehen, um möglichst viele Touristinnen zu angeln. Bekam ihn aber Shaun Loughelin zwischen die Finger, hätte er hinterher dem Glöckner von Notre Dame Konkurrenz machen können.

»Los, wirf den Motor an und fahr mich auf diesen elenden Berg!« schnauzte Minouche ihn an, stieg in die Gondel und knallte die Tür zu, daß es sich wie ein Schuß anhörte.

George zog den Kopf zwischen die Schultern und telefonierte mit der Bergstation. Domenico, der Mann im Rollstuhl, schimpfte zwar, weil schon wieder nur ein Passagier befördert werden sollte, aber George konnte ihn überzeugen.

»Es ist Minouche Loughelin, Domenico«, teilte er seinen Kollegen mit. »Und wir sollten uns beeilen, sie ist auf hundert.«

Die Gondel fuhr an.

Zur gleichen Zeit glitten aus dem dunklen Wald, über den die Seilbahn hinwegschwebte, drei vermummte Gestalten in zerrissenen Kleidern. Sie hasteten durch das niedrige Unterholz, das sich unterhalb der Stahlseile bereits wieder in dem Kahlschlag gebildet hatte.

Wie eine Wunde führte die Schneise der Seilbahn aus dem Tal zu der Felsenregion, in der die Bergstation stand. Nur ein Stützpfeiler befand sich in dem Waldgebiet, und auf diesen Pfeiler hatten es die drei Männer abgesehen.

Gelbe Warnschilder mit einem schwarzen Totenkopf und einem grellrot gemalten Blitz verboten in mehreren Sprachen, den Mast zu erklettern. Die drei Männer taten es trotzdem. Sie brauchten die

Todesgefahr nicht zu fürchten, waren sie doch bereits gestorben und nur durch die schwarzmagische Kraft eines Anhängers der Hölle zu einem zweiten, unnatürlichen Leben erweckt worden.

Alle drei erklommen den Mast. Einer kletterte bis zur höchsten Spitze, sogar noch höher als die Rollen, über die das Seil lief. Der zweite krallte sich genau neben diesen Rollen in das Gestänge der Metallkonstruktion. Der dritte bezog eine Körperlänge tiefer Position.

Die Blicke ihrer erloschenen Augen waren ins Tal gerichtet. Die vom Berg herabkommende Gondel interessierte sie nicht, wohl aber die aus dem Tal.

Sie hatten einen geistigen Befehl ihres Herrn erhalten. Eine Frau.

Sie hatten genaue Anweisungen, was mit dieser Frau geschehen mußte!

Minouche Loughelin war völlig ahnungslos. Innerlich vor Eifersucht bebend, stand sie in der Gondel und musterte düster die Bergstation. Dort oben war das Luxushotel, in dem sich ihr rothaariges Scheusal einen schönen Tag machte! Aber dieser schöne Tag sollte nicht mehr lange dauern. Nicht, wenn es nach Minouche Loughelin ging.

»Na warte, mein Lieber«, zischte die temperamentvolle kleine Französin. »Ich werde dich lehren, mit blonden Engländerinnen herumzumachen!«

Es war nicht der erste Ehekrach bei den Loughelins, aber diesmal sollte es der größte werden.

Dachte Minouche…

Plötzlich schrak sie zusammen. Ihre Gondel trieb mit mäßiger Geschwindigkeit auf den ersten Stützmast zu.

»Diese Verrückten!« entfuhr es ihr. Minouche war überzeugt, daß sich ein paar übermütige Burschen aus dem Dorf einen Scherz erlaubten oder eine Mutprobe durchführten. Sie sah die drei Männer auf dem Mast, war jedoch noch zu weit von ihnen entfernt, um die grauenhaften Verletzungen und die zerschlissenen Kleider zu erkennen.

Minouche trommelte mit den Fäusten gegen die Fenster.

»Geht weg!« schrie sie. »Runter vom Mast! Ihr werdet zerquetscht!«

Genau das schien der eine Mann zu wollen! Dicht vor der Gondel warf er sich über die Rollen und ließ das Seil durch seine Hände laufen. Sein Körper blockierte die Strecke. Die Aufhängung der Gondel stieß gegen ihn, daß er sich zwischen dem T-Stück und Rollen verkeilte.

»Nein!« stöhnte Minouche und sank auf einen Sitz. Sie wartete auf den Todesschrei des Selbstmörders.

Stille!

Alles lief rasend schnell ab. Nur für die verstörte und geschockte Frau in der Gondel dehnten sich Sekunden scheinbar zu Ewigkeiten des

Grauens.

Die Sicherheitseinrichtungen der Seilbahn sprachen an. Einem gewöhnlichen Menschen hätten sie nicht mehr geholfen. Er wäre zu diesem Zeitpunkt bereits tot gewesen.

Der Untote jedoch erreichte seinen Zweck. Der Antrieb der Seilbahn wurde ausgekoppelt. Mit einem harten Ruck stoppte die Gondel und schwang ein paarmal heftig vor und zurück.

Minouche wendete den Kopf. Ihre Augen waren geweitet und unnatürlich starr. Der Schock!

Sie stierte durch die Glasscheibe der Tür, sah das gräßliche Gesicht eines zweiten Mannes, dann seine Faust, die mit voller Wucht durch die Scheibe schmetterte.

Der Mann hechtete durch die Öffnung in die Gondel, die erneut so stark schwankte, daß Minouche das Gleichgewicht verlor, von dem Sitz glitt und auf den Boden prallte.

Im nächsten Moment hatte der Unheimliche sie gepackt und zerrte sie hoch. Erst jetzt schrie die Frau auf, aber es half ihr nichts.

Arme streckten sich durch das zerbrochene Fenster in die Gondel herein. Eiskalte Hände packten sie unter den Achseln.

Sie schrie noch einmal auf, und dann blieb ihr die Luft weg.

Plötzlich schwebte sie im Freien, schlug mit den Beinen gegen den Mast und drehte sich hilflos in dem Griff des Entführers.

Noch immer klemmte einer der Männer zwischen Gondelaufhängung und Transportrollen. Der zweite kletterte soeben wieder aus der Gondel, während der dritte sich im Stahlgerüst verhakt hatten und sie festhielt.

»Hilfe!« schrie Minouche, doch niemand hörte sie. Zwar war man in den beiden Stationen bereits auf den Fehler aufmerksam geworden, aber niemand ahnte auch nur im entferntesten, was sich hier abspielte. Der Mast war von der Talstation zu weit entfernt, als daß George Renard mit freiem Auge etwas hätte erkennen können, und bis er seinen Feldstecher geholt hatte, waren die drei Untoten mit ihrer Beute bereits im Wald untergetaucht.

Ihr Ziel war die Todeswand, in der sie eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hatten.

Minouche Loughelins Rolle war auch schon festgelegt. Sie sollte sterben.

***

Schauriges Gelächter gellte durch die Wand. Keine menschliche Stimme war fähig, so abscheuliche Laute zu formen. Meine Nackenhaare stellten sich auf, da ich ähnliches Gelächter kannte.

So verspotteten Dämonen hilflose Menschen, die ihnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert waren.

»John!« Shaun Loughelin wirbelte zu mir herum. Sehen konnte er noch immer nichts. »Um Himmels willen, wer ist das?«
»Portaguerra«, antwortete ich leise. »Er weiß, daß wir hier sind, um mit ihm zu sprechen.«
»Wie klug du doch bist, John Sinclair!« hallte die Stimme des wiedererstandenen Magiers aus der Steilwand zu uns herauf. »So klug und so mutig! Ich ziehe in Achtung vor dir meinen Hut!«
Ich zog etwas anderes, nämlich meine Beretta aus dem Halfter und das Silberkreuz unter dem Hemd hervor. Portaguerra sollte uns nicht überraschen können. Wir wußten uns zu wehren.
»Zeig dich, du Feigling!« schrie ich in den Nebel hinein. »Oder hast du keinen Mut? Bist du so häßlich, daß du dich mit dieser Milchsuppe umgeben mußt?«
Shaun starrte mich entgeistert an. Er hatte keine Erfahrung mit Höllenbestien und wußte daher nicht, daß viele von ihnen unerträglich eitel waren. Man konnte sie bei dieser Schwachstelle packen und zu Unvorsichtigkeiten verleiten.
Tatsächlich scholl mir als Antwort ein lästerlicher Fluch entgegen. Im nächsten Moment rissen die Nebel auf, als habe sie jemand mit einem riesigen Messer durchgeschnitten. Ein eisiger Lufthauch trieb sie auseinander. Die Sicht in die Todeswand war frei. Er reichte jedoch weder zu den gegenüberliegenden Bergen noch in das Tal hinunter. Ich hatte das Gefühl, als wären wir mitten im Weltraum ausgesetzt.
Er stand auf der »Nase«, Portaguerra, der Magier, den seine Zeitgenossen vor einem halben Jahrtausend hingerichtet hatten. Besser gesagt ermordet, da sie ihn ohne Gerichtsverhandlung über diese Felswand in den Tod gestürzt hatten.
Er sah genauso aus wie auf den Fotos des Reporters Raoul Gasconne, nur daß er in Wirklichkeit noch viel unheimlicher und abstoßender wirkte. Die Entfernung war zu groß, als daß ich Details hätte erkennen können, aber deutlich genug sah ich die haßerfüllt funkelnden Augen in dem mumifizierten Gesicht, die spinnenartigen Fingern mit den viel zu langen, krallenförmigen Nägeln und den vorne aufklaffenden Umhang, unter dem sich der abstoßende Mumienkörper abzeichnete.
Portaguerra war nicht allein gekommen. Zwei Untote standen bei ihm. Den einen erkannte ich sofort, obwohl er durch zahlreiche Verletzungen entstellt war.
»Roberto Maledusa«, flüsterte ich. »Paß auf, Shaun! Die Lerois-Brüder sind nicht bei ihm. Beobachte die Gegend hinter uns, nicht daß sie uns in den Rücken fallen.«
»Gemacht, John«, antwortete Shaun ebenso leise.
»Die Lerois-Brüder haben eine andere Aufgabe zu erfüllen, John Sinclair!« schrie mir der Magier entgegen. Auf diese Distanz konnte er

uns nicht verstehen. Nur mit Hilfe seiner schwarzmagischen Fähigkeiten fing er unsere Worte auf. »Ihr werdet die Brüder gleich sehen. Meine Begleiter kennst du ja. Roberto Maledusa hast du schon gestern gesehen. Und das hier ist Raoul Gasconne. Leicht zu erraten, nicht wahr?«

»Die dummen Späße werden dir schon vergehen, wenn wir beide abrechnen!« rief ich dem Magier zu. Eigentlich hätte ich leise sprechen können, da er mich ohnedies verstand, aber die Wut trieb mich an. »Warum bleibst du feige in deiner Felswand und stellst dich nicht zu einem offenen Kampf? Wieso vergreifst du dich an unschuldigen Menschen?«

Er lachte haßerfüllt. »Wieso ich die Wand nicht verlassen kann, John Sinclair, weißt du! Ich bin an sie gebunden, weil ich hier starb. Erst wenn sich mein Racheschwur erfüllt hat, werde ich frei sein!«

»Racheschwur?« fragte ich. »Hast du geschworen, du Unhold, daß du möglichst viele Unschuldige tötest?«

»Unschuldige?« rief er höhnisch.

»John Sinclair! Ich töte die Nachkommen der Menschen, die mich damals in den Tod stürzten! Alle ihre Nachkommen müssen sterben! Erst dann bin ich frei!«

Ich schauderte. Ein halbes Jahrtausend war die Tat her. Man hätte einen Computer gebraucht, um auszurechnen, auf welche Zahlen die Nachkommenschaft der ehemaligen Dorfbewohner von Modane angewachsen waren! Ließ man Portaguerra freie Hand, würden Tausende, vielleicht sogar Zehntausende oder noch mehr sterben. Ich traute dem Magier durchaus die Fähigkeit zu, seine Opfer anzulocken, auch wenn sie heute noch so weit entfernt wohnten.

»Das ist unmöglich, und du weißt das!« schrie ich ihn an, um ihn aus der Reserve zu locken.

Ich brauche ihn gar nicht zu provozieren. Er gab mir bereitwillig Auskunft, um mit seiner Macht zu protzen.

»Es ist nicht unmöglich, John Sinclair, du wirst schon sehen! Ich habe das Einverständnis der Hölle! Und meine Helfer, die Untoten, können sich frei bewegen. Sie werden über das ganze Land ausschwärmen und diejenigen Nachkommen der Frevler holen, die sich jetzt noch in Sicherheit wiegen. Zuerst aber wird die gesamte Bevölkerung von Modane ausgelöscht. Einer nach dem anderen!«

»Himmel!« Shaun wurde leichenblaß. »Ich bin zwar zugewandert, aber Minouche…«

Gellendes Gelächter schlug ihm entgegen. »Ja, deine Minouche wird auch sterben, Shaun Loughelin! Dich werde ich später töten, weil du John Sinclair hilfst! Sie aber wird jetzt gleich in den Abgrund stürzen! Als Vorgeschmack!«

Der Nebel wich tiefer in das Tal hinunter. Ich zuckte zusammen, als

ich die drei Lerois-Brüder entdeckte.
Sie stiegen senkrecht die Wand herauf. Wieder schafften sie diese für Menschen unwegbare Route nur durch die Hilfe der Hölle.
Zwischen sich schleppten sie einen schlaffen Frauenkörper. Ich sah rot-blonde Haare und ein grünes Kleid, mehr nicht. Die Frau war mir unbekannt.
Shaun kannte sie dafür umso besser. »Minouche«, rief er röchelnd.
Ich schlug ihm die Hand auf die Schulter und krallte mich an ihm fest. Mit einem harten Ruck drückte ich ihn auf den Boden. Um ein Haar hätte er sich zu weit vorgewagt. Der Todessturz wäre nicht mehr aufzuhalten gewesen.
»Shaun!« fuhr ich ihn an, um ihn zur Besinnung zu bringen. »Sei vernünftig!«
Doch er war es nicht! Er verlor die Nerven.
»Minouche!« brüllte er mit solchem Schmerz, daß es mir ins Herz schnitt.
Er wollte sich von mir losreißen und von unserem Standplatz aus den Lerois-Brüdern entgegenklettern.
Ich hatte keine andere Wahl, packte den riesigen Mann im Genick, zerrte ihn von der Felskante weg und setzte ihm meine Faust ans Kinn.
Der Schlag warf ihn um. Er war nicht bewußtlos, aber für Sekunden wich alle Kraft aus seinem Körper. Ich ließ ihn vorsichtig zu Boden gleiten.
»Shaun, hör mir zu!« sagte ich beschwörend. »Du darfst nicht…«
»Schon gut, John, ich bin wieder okay«, murmelte er und schüttelte die Nachwirkungen meines Schlages aus dem Kopf.
»Danke, du hast mir das Leben gerettet! Du kannst mich jetzt loslassen!«
»Aber mach keinen Unsinn!« warnte ich ihn.
»Nein!« Er sah mich aus Augen an, in denen unvorstellbare Wut und wilde Entschlossenheit flackerten. »Ich werde nach unten klettern und Minouche heraufholen! Darauf kannst du dich verlassen!«
»Das schaffst du nicht«, rief ich verzweifelt. »Du bist ein ausgezeichneter Bergsteiger, aber gegen diese Untoten…«
»John!« Er hob seine Hände, als wollte er sie falten, und kam einen Schritt auf mich zu. »John, versteh mich doch!«
Im nächsten Moment verstand ich. Er knallte mir nämlich nun seinerseits die Faust ans Kinn, daß ich Sterne sah. Meine Knie knickten ein. Der Kerl hatte Fäuste wie Felsbrocken.
Shaun war wenigstens so rücksichtsvoll, mich ebenfalls abzufangen.
»Tut mir leid, John«, sagte er rauh, als er mich zu Boden gleiten ließ. »Aber da unten ist meine Frau! Ich muß ihr helfen!«
Ich kam etwa zehn Sekunden später wieder auf die Beine, die vorwiegend aus Gummi zu bestehen schienen. Shaun hatte viel fester

zugeschlagen als ich. Taumelnd näherte ich mich wieder der Steilwand und legte mich auf die Steine, schob mich das letzte Stück vor und blickte hinunter.

Shaun machte seine Ankündigung wahr, er kletterte zu der »Nase«!

Ich durfte ihm nicht folgen. Einerseits war ich zu geschwächt durch den Niederschlag, als daß ich mich auf den schmalen Graten und Vorsprüngen hätte halten können. Andererseits hätte ich für Shaun auch nichts tun können, wäre ich voll da gewesen. Er war schneller als ich, und hing ich einmal in der Wand, war ich wehrlos und konnte gegen den Magier und seine Helfer nichts unternehmen.

Ich atmete tief und gleichmäßig, um mich möglichst bald zu erholen. Gleichzeitig behielt ich den Magier, die Lerois-Brüder und die beiden anderen Untoten im Auge. Sehr rasch merkte ich, daß sie gar nicht so unvorsichtig waren, wie ich eigentlich gehofft hatte.

Während die drei Lerois-Brüder mit Minouche Loughelin fast schon den Felsvorsprung erreicht hatten, wandte sich Portaguerra an die beiden anderen Untoten und deutete befehlend nach oben.

Ich hatte keine Ahnung, was das sollte. Gleich darauf setzten sich Gasconne und Maledusa in Bewegung. Auf einer senkrechten Linie glitten sie die Felsen empor.

Ich konnte sie nicht aufhalten, da sie sich in einer Rinne bewegten, in der sie vor meinen silbernen Kugeln geschützt waren. Sollten sie mir in den Rücken fallen?

Ich mußte meine Aufmerksamkeit dreiteilen, und das war schlecht. Jetzt hätte ich Bill Conolly oder Suko oder Jane an meine Seite gewünscht. Ich war jedoch allein und mußte zusehen, wie ich Shaun und seine Frau aus der Klemme befreite!

In diesem Moment schwangen sich die Lerois-Brüder über die Kante des Vorsprungs. Sie bezogen neben ihrem Herrn und Meister Stellung, die ohnmächtige Minouche zwischen sich. Der Kopf der jungen Frau pendelte haltlos hin und her.

Portaguerra blickte Shaun entgegen. Er zeigte keine Angst vor dem Ehemann seiner Geisel, die er bereits zum Tode verurteilt hatte. Ich verstand den Magier. Er wußte, daß Shaun ein Selbstmordunternehmen durchführte. Er hatte nicht die geringste Chance.

Obwohl sich auf dem Felsenvorsprung die Lage zuspitzte, mußte ich mich für einen Moment umdrehen. Die beiden restlichen Untoten verließen nämlich soeben den Kamin. Sie hatten das Hochplateau des Col du Lauterset erreicht, ohne sich um mich zu kümmern.

Sie schlugen die Richtung zum Hotel ein!

Zwei Untote gegen die Gäste, das Personal und gegen Jane Collins! Ich mußte eine schwere Gewissensentscheidung treffen.

Sollte ich meiner Freundin und den anderen Menschen in dem Hotel

helfen? Oder sollte ich mich um Shaun und Minouche kümmern?
Ich entschied mich zum Bleiben. Jane hatte meine Ersatzberetta, die mit Silberkugeln geladen war. Sie konnte sich gegen die Untoten verteidigen und war auch im Kampf gegen die Sendboten der Hölle geübt. Verließ ich aber meinen Posten hier an der Todeswand, mußten Shaun und Minouche sterben! Unweigerlich! Die beiden Untoten waren schon so weit entfernt, daß sie nicht mehr in den Kampf eingreifen konnten. Ich blickte wieder nach unten.
Keine Sekunde zu früh.
Shaun hatte fast schon die »Nase« erreicht. Drei oder vier Meter oberhalb des Felsplateaus stand er auf einem Sims und drehte sich langsam um.
Portaguerra streckte ihm gebieterisch den Arm entgegen.
»Keinen Schritt weiter!« befahl er. Die drei Lerois-Brüder zerrten Minouche dicht an die Felskante. »Bleib, wo du bist, oder sie stirbt!«
In diesem Moment schlug Minouche Loughelin die Augen auf.
Sie kam zu sich, ausgerechnet im ungünstigsten Zeitpunkt!
Sie blickte wirr zu Boden, dann auf Portaguerra, die Mumie, auf die Untoten zu beiden Seiten und schließlich hinter sich. Der Abgrund begann eine Handbreit von ihren Füßen entfernt.
Minouches Schrei brach sich tausendfach in der Steilwand.
Mir waren die Hände gebunden, denn jeder Schuß auf die Untoten hätte Minouches Ende bedeutet, da sie zu dicht am Abgrund stand.
Shaun Loughelin verlor die Nerven. Er hielt sich nicht an den Befehl des Magiers, sondern schnellte sich mit einem gigantischen Satz auf den Felsvorsprung hinunter.
»In die Tiefe mit ihr!« brüllte Portaguerra…

***

Selbst wenn es nicht Janes Aufgabe gewesen wäre, für die Sicherheit des Hotels zu sorgen, hätte sie mehr als genug zu tun gehabt. Drei Personen waren unmittelbar von dem Terror Portaguerras betroffen, das Ehepaar Lerois und Adriana Maledusa.
Jane Collins konnte beim besten Willen nicht entscheiden, wer ihre Hilfe am dringendsten brauchte. Aber das Ehepaar Lerois hatte sein Personal, das schon seit Jahren im Hotel arbeitete. Jane hatte es in Gesprächen erfahren. Deshalb nahm sie sich die Leute einzeln auf die Seite und bat sie, ihre Chefs im Auge zu behalten und vor unüberlegten Schritten zu bewahren. Die Zimmermädchen, Kellner und Boys versprachen es. Insgesamt kamen an die zwanzig Personen zusammen, die auf Pierre und Anouk Lerois aufpaßten.
Jane schloß sich daher Adriana an. Die junge Italienerin sah erschreckend aus. Sie hatte den Tod ihres Mannes nicht selbst gesehen, aber allein die Tatsache, daß Roberto nicht mehr lebte, ließ

sie verzweifeln.

Dazu kam noch der Schock des Überfalls in der Seilbahn. Jane wich Adrianas Fragen nach den drei Männern aus, die sie und Roberto verschleppt hatten. Sie sprach von gefährlichen Männern, die bald unschädlich gemacht würden.

»Wir haben uns vor zwei Jahren kennengelernt.« Adriana schluckte und stützte den Kopf in beide Hände. Sie saß mit Jane in der Bar, weil man von diesem Raum aus den besten Blick auf das Hochplateau des Col du Lauterset hatte. »Vor einem Jahr haben wir dann geheiratet. Sie machen sich keine Vorstellung, Signorina Collins, mit welchen Schwierigkeiten wir kämpfen mußten. Aber wir schafften es… und jetzt …«

Jane legte ihr begütigend die Hand auf die Schulter. »Weinen Sie, Signora Maledusa«, redete sie ihr zu. »Das erleichtert.«

Adriana nickte. »Sie haben recht, das erleichtert. Aber ich habe keine Tränen. Vielleicht später, nicht jetzt. Ich kann es noch gar nicht glauben, daß Roberto… daß er tot ist … abgestürzt … in den Angrund gestoßen.«

Jane seufzte. Was sollte sie tun, um den Schmerz dieser Frau zu lindern? Adriana ähnelte im Aussehen immer mehr einer Mumie.

Ihre jugendliche Haut spannte sich welk über die Backenknochen, die unnatürlich weit hervortraten. Wangen und Augen fielen tief ein, Ihre Bewegungen waren müde, als leide sie an einer tückischen Krankheit.

»Ich kann doch nicht nach Turin in unsere gemeinsame Wohnung zurück«, flüsterte die Italienerin hektisch. »Das könnte ich nicht! Nein, unmöglich! Ich muß zu meinen Eltern! Ja, das ist es! Nicht wieder in die Wohnung!«

Adriana verkrampfte die Finger ineinander und hielt die Hände so ungeschickt, daß sie die Kaffeetasse vor sich umkippte. Jane stand auf und ging an die Bar.

»Geben Sie mir ein Tuch«, bat sie den Mixer, einen älteren, verständnisvoll wirkenden Mann. Leise fügte sie hinzu: »Lassen Sie die Frau nicht aus den Augen, wenn ich die Bar verlasse.«

Er reichte ihr das verlangte Tuch und nickte kaum merklich. Jane ging zurück an den Tisch, wischte die Kaffeepfütze auf und beugte sich zu Adriana hinunter. »Ich vertrete mir ein wenig die Beine. Kommen Sie mit?«

Adriana schüttelte den Kopf. »Nein, nein, gehen Sie allein, Signorina Collins. Ich muß darüber nachdenken, was ich jetzt tun kann. Ich bin doch allein und hilflos… ich …«

Tief seufzend ging Jane an die Bar zurück, wusch sich kurz die Hände und verließ das Hotel. Heute hatte sie auf ihren Strickanzug verzichtet und sich statt dessen für das Gebirge passend angezogen.

Zu ihrer Ausrüstung gehörte ein gefütterter Anorak, den sie gut

gebrauchen konnte. Die Sonne hatte sich durch den Hochnebel nicht hindurchgekämpft. Sie stand als kleine weiße Scheibe am Himmel und spendete kaum Wärme. Ein empfindlich kalter Wind pfiff über das Hochplateau. In der Tasche ihres Anoraks steckte die Beretta mit den silbernen Kugeln. Diese Waffe war hier besser als ihre eigene Astra-Pistole mit den normalen Kugeln, mit denen sie sich als Privatdetektivin schon manchmal Respekt bei Verbrechern verschafft hatte.

Jane schlenderte zu der Seilbahnstation hinüber. Sie machte einen verlassenen und trostlosen Eindruck, doch gerade als Jane die Station erreichte, liefen die Seile an. Die Berggondel verließ die schützende Halle. Leer. Also kam jemand von unten herauf.

»Hallo«, sagte sie mit einem freundlichen Lächeln zu Domenico Chalor, der die Fahrt überwachte.

Er wandte sich in seinem Rollstuhl kaum zu ihr um. »Wollten Sie mitfahren? Dann hätten Sie sich beeilen müssen.«

»Ich wollte mich nur ein wenig umsehen«, erwiderte Jane und bot ihm eine Zigarette an.

»Ich rauche nicht«, sagte er schroff. »Ich war Bergsteiger. Da kann man keine teerverseuchte Lunge gebrauchen.«

»Da haben Sie auch wieder recht«, meinte Jane und steckte die Zigaretten weg.

»Sie stören«, erklärte er kurz angebunden.

»Erzählen Sie mir nicht, daß Sie die Seilbahn nicht bedienen können, wenn ich neben Ihnen stehe«, versetzte Jane gereizt. Ihre Nerven hatten gelitten. Ihre Geduld war keineswegs mehr unerschöpflich. »Warum sind Sie bloß so unfreundlich! Habe ich Ihnen etwas getan?«

Domenico Chalor griff in die Räder seines Rollstuhl und schwenkte ruckartig herum. »Ich habe mir diese Arbeit gesucht, weil ich allein sein will, verstehen Sie?« fuhr er Jane an. »Ich hätte etwas unten in Modane machen können, wo ich mit Leuten zusammentreffe. Statt dessen habe ich mir diese Station ausgesucht. Also, lassen Sie mich in Ruhe!«

Jane blickte sekundenlang in die verbitterten Züge des Mannes, in die kalten, abweisenden Augen. Dann nickte sie.

»Wie Sie wollen, Monsieur Chalor«, sagte sie, wandte sich ab und verließ die Station. Daher bekam sie nicht mehr mit, wie die Sicherheitseinrichtungen der Seilbahn Alarm gaben und die Gondel automatisch angehalten wurden. Sie kehrte zum Hotel zurück und sah sich vergeblich nach mir um. Auch Shaun zeigte sich nicht.

Sie machte sich große Sorgen. Jane verwünschte den Umstand, daß keiner ihrer Freunde einsatzbereit war. Aber sie sah es ein, daß Bill Conolly seinen kleinen Sohn nicht allein lassen konnte, und Suko und Shao hatten sich auch etwas Ruhe verdient.

Jane hatte das Hotel noch nicht erreicht, als sie in einer Entfernung von ungefähr einem halben Kilometer die Umrisse zweier Männer entdeckte. Winkend und rufend lief sie auf die beiden zu.

»Hallo, John! Shaun!«

Jane fiel ein Stein vom Herzen. Sie hatten schon das Schlimmste befürchtet und gar nicht gewagt, sich auszumalen, was alles passieren konnte. Es war ein Wagnis, gegen einen Magier oder Dämon anzutreten, auch wenn man die besten Waffen besaß. Die Tücken der Hölle kannten keine Grenzen. In den Sekunden, in denen Jane auf ihre vermeintlichen Freunde zulief, erschienen Bilder aus den vergangenen Jahren vor ihrem geistigen Auge.

Schaudernd nahm sie sich zusammen und konzentrierte sich auf die Gegenwart. Sie wußte schließlich worauf sie sich einließ, wenn sie sich an Kämpfen gegen das Böse beteiligte!

Das Hotel lag rechts von ihr, die Seilbahnstation hinter ihr, die beiden Männer waren noch immer ungefähr zweihundert Meter vor ihr. Sie hatten bisher das Hotel angesteuert, blieben nun stehen und schwenkten zu ihr um.

Jane prallte entsetzt zurück. Ihr Atem ging schneller, ihre Pulse rasten. Kalter Schweiß brach ihr aus.

Das waren nicht John und Shaun! Das waren zwei Untote! Sie erkannte sie an den zerschlissenen Kleidern.

Der eine war Roberto Maledusa. Noch sah sie sein Gesicht nicht genau, aber er trug keine Bergkleidung, sondern Jeans, Halbschuhe und ein leichtes Sommerhemd, das an der Brust weit geöffnet war.

So war er am Vorabend in den Tod gestürzt.

Der zweite Mann war ihr fremd. Es mußte sich um Raoul Gasconnes Leichnam handeln.

Doch dieses Wissen half Jane nicht. Die beiden Untoten gingen schneller. Ihre Bewegungen waren abgehackt und doch so sicher, als bewegten sie sich auf ebenem Boden. Sie stiegen über Geröllhalden hinweg und wichen mit traumwandlerischer Sicherheit im Weg liegenden Felsen aus. Sie verhinderten, daß sich Jane in das Hotel rettete.

Jane war kein ängstlicher Typ. Trotzdem spürte sie ein Kribbeln auf der Kopfhaut, als sie stehenblieb und die Untoten erwartete.

Flucht hatte keinen Sinn. Sie waren zu zweit und konnten sie in die Enge treiben. Jane wollte sich zum Kampf stellen.

Die Beretta lag schwer in ihrer Hand. Das war eine andere Waffe als ihre Astra-Pistole. Der Stahl fühlte sich kalt an.

Kalt wurde es Jane auch, als sie Roberto Maledusas Gesicht zum ersten Mal aus der Nähe sah. Zu Lebzeiten hatte der junge Italiener sicher gut ausgesehen, ein Mädchenschwarm. Jetzt waren seine schwarzen Augen gebrochen, und seine athletische Gestalt wies die

Spuren des Todessturzes auf.

Jane entsicherte die Pistole. »Stehenbleiben!« rief sie den beiden Untoten zu, obwohl sie schon jetzt ahnte, daß es keinen Sinn hatte.

Sie gingen unbeirrt weiter, trennten sich und schwenkten nach beiden Seiten auseinander. Jane mußte sich nun auf zwei einzelne Gegner konzentrieren.

Sie hätte schießen können, aber es widerstrebte ihr, da sie ganz genau wußte, was passierte, wenn das Silbergeschoß traf. Sie scheute davor zurück, die beiden Männer zu vernichten, auch wenn sie jetzt schon tot waren.

Das kostete sie wertvolle Sekunden, Sekunden, die über ihr Leben entscheiden konnten.

Jane ging rückwärts. Sie wußte, daß es bis zum Abgrund noch weit war. Von dieser Seite drohte ihr keine Gefahr. Sie blickte sich nur von Zeit zu Zeit um, damit sich nicht inzwischen die Lerois-Brüder an sie heranschlichen. Jane wußte nicht, wo sie sich aufhielten.

Dabei übersah sie aber einen Stein, nur faustgroß und doch verhängnisvoll. Sie stolperte, schrie auf und griff erschrocken in die Luft. Jane stürzte schwer und rollte einen kleinen Abhang hinunter.

Halb betäubt blieb sie liegen.

Ein dunkler Schatten wuchtete vor ihr auf. Roberto Maledusa!

Jane riß die rechte Hand hoch. Jetzt blieb ihr nichts anderes übrig, als zu schießen.

Entsetzt starrte sie auf ihre leere Hand. Bei dem Sturz hatte sie die Pistole verloren!

Jane Collins war wehrlos!

In diesem Moment griff der Untote an…

***

Portaguerra hatte kaum den Mordbefehl gebrüllt, als Shaun gegen ihn prallte und ihn zu Boden riß.

Ich konzentrierte mich auf die Lerois-Brüder, die Minouche Loughelin in den Abgrund schleudern sollten.

Hätten sie es sofort getan, wäre Minouche verloren gewesen. So aber drehten die Untoten die Frau um, wahrscheinlich, damit sie die letzten Sekunden vor ihrem Ende noch mehr litt, wenn sie in die Tiefe blickte.

Minouche entwickelte übermenschliche Kräfte, die ihr die Todesangst verlieh. Vermutlich lockerte auch einer der Untoten für einen Sekundenbruchteil den Griff an ihrem Arm, so daß sie von ihm loskam und sich zurückwerfen konnte.

Zwar hing sie noch immer hilflos fest, und der zweite Lerois-Bruder konnte sie mit spielender Leichtigkeit umbringen, aber ich hatte meine große Chance.

Die Beretta knallte scharf. Es war schwer, auf diese Distanz zu

schießen, noch dazu fast senkrecht nach unten, aber die Silberkugel traf ihr Ziel. Den Untoten, der Minouche noch festhielt.

Sie stemmte sich gegen ihn, und als das Silber auf der Stelle seine Existenz auslöschte, kam sie frei. Seine Leichenfinger glitten von ihr ab. Sie stürzte nach hinten und überschlug sich. Wie tot blieb sie liegen.

Das gab ihr noch einen Aufschub. Der Untote löste sich zu Staub auf, während er zusammenbrach. Der zweite wollte sich auf Minouche werfen. Mitten im Sprung erwischte ihn die zweite Silberkugel. Zwar fiel er auf die Frau, doch er hatte nicht mehr die Kraft, sie zu töten.

Ein mörderischer Aufschrei fuhr mir durch Mark und Bein.

Shaun hatte ihn ausgestoßen. Der rothaarige Ire rang mit Portaguerra um sein Leben.

Gegen die Mumie nutzten ihm auch seine gewaltigen Kräfte nichts. Er mußte unterliegen!

Portaguerra hielt ihn am linken Bein und am Genick gepackt und schwang ihn hoch über seinen Kopf. Ein Ruck genügte, und Shaun…

Ich zog durch. Die Kugel war zu hastig abgefeuert. Sie traf nicht genau, aber Portaguerra knickte das rechte Bein unter dem Körper weg. Das geweihte Geschoß hatte seinen rechten Fuß getroffen.

»John Sinclair, das wirst du büßen!« brüllte er zu mir herauf.

Einen Untoten hätte auch dieser unbedeutende Treffer vernichtet, nicht so Portaguerra, den Magier, den Herrn der Untoten. Er mußte dennoch Shaun loslassen und sich selbst in Sicherheit bringen. Mehrere Silberkugeln wären vermutlich auch sein Ende gewesen.

Shaun raubte mir die Möglichkeit, den Magier auszuschalten. Er ahnte nicht, daß er mir in die Schußlinie geriet, als er aufsprang und sich mit einem Hechtsprung auf den einzigen überlebenden Lerois-Bruder warf. Seine Hände zuckten genau in dem Moment vor, als sich der lebende Leichnam über Minouche beugte, um den Mord doch noch auszuführen.

Shauns Fäuste trafen die Brust des Wiedergängers. Hinter dem Schlag lag eine so ungeheure Wucht, daß es den lebenden Toten vom Boden hob und über die Kante hinaus katapultierte.

Ich feuerte die restlichen Silberkugeln des Magazins auf Portaguerra ab, doch der Magier hatte sich inzwischen auch wieder aufgerafft und floh. Er humpelte – sein rechter Fuß war zu Staub zerfallen – bis dicht an die Felswand und verschwand im nächsten Moment auf einem Sims, das ich bereits von der »Nase« aus gesehen hatte. Meine Kugeln prallten von den Steinen ab und jaulten als Querschläger durch die kristallklare Gebirgsluft davon.

Kristallklar? Tatsächlich! Der Nebel hatte sich aufgelöst.

Hastig schob ich mich weiter vor. Ich sah den letzten Lerois-Bruder. Für einen Moment stockten meine klaren Gedanken.

Auf halber Höhe der Steilwand klebte der Untote wie eine Fliege an einem senkrechten Felsen. Die schwarze Magie seines Meisters hatte ihn vor dem Sturz bis ins Tal bewahrt.

Ich lag auf dem blanken Gestein und konnte es noch nicht fassen, daß die beiden Menschen dort unten noch lebten. Es war absolut aussichtslos gewesen, und ich hatte Shaun und seine Frau bereits aufgegeben. Trotz meiner grenzenlosen Erleichterung dachte ich zuerst an das Wichtigste und lud meine Beretta nach. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß sich Portaguerra so schnell geschlagen gab.

»Shaun!« Ich legte die Hände als Schalltrichter an den Mund.

»Schafft ihr es?«

Er hatte sich natürlich schon um seine Frau gekümmert. Jetzt zog er sie auf die Beine, drückte sie an sich und nickte mir zu. Ich atmete auf, da ich den beiden kaum hätte helfen können.

Ich rührte mich erst von der Stelle, als Shaun und Minouche neben mir standen. Sie hing wie eine Schlafwandlerin an seinem Arm.

Shaun streckte mir die schwielige Hand entgegen. Ich schlug ein.

»Danke«, sagte er. Mehr nicht, aber in diesem Wort schwang mehr als in einer langen Rede.

Wir gingen schweigend zum Hotel zurück. Minouche Loughelin erholte sich nicht. Sie war körperlich und nervlich fertig, was ich nur zu gut verstand.

»Ich bringe sie nach Hause und komme wieder zu euch herauf«, flüsterte Shaun mir zu, als wir uns vor dem Hotel trennten.

»Bleib bei ihr, sie braucht dich«, erwiderte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Ich werde dafür sorgen, daß jemand bei Minouche ist, John. Und dann komme ich wieder. Ich habe hier oben noch eine Rechnung zu begleichen.«

Ich sah ein, daß ich ihn nicht umstimmen konnte, weshalb ich auf Widerspruch verzichtete. Ich sah den beiden nach, wie sie zu der Seilbahnstation gingen, und betrat das Hotel.

Meine erste Frage an der Rezeption galt Jane. Ich erfuhr, daß sie einen Spaziergang zu der Seilbahnstation machte. Wahrscheinlich unterhielt sie sich mit diesem Chalor, dachte ich und ging auf mein Zimmer. Jane war ein sehr selbständiger Mensch, der kein Kindermädchen brauchte. Sie mochte es gar nicht, wenn man sie auf Schritt und Tritt überwachte.

Hätte ich nur einmal eine Ausnahme gemacht, und hätte ich bloß riskiert, Jane zu verärgern! Bestimmt wäre alles ganz anders gekommen, und das Schlimmste hätte sich verhüten lassen!

***

Dieses Wesen vor Jane besaß keine menschlichen Gefühle mehr. Sie durfte nicht auf Mitleid oder Gnade hoffen. Der Untote hatte einen

Befehl erhalten, den er unter allen Umständen ausführen würde.

Jane wußte, daß ihr der Wiedergänger haushoch an Kräften überlegen war. Dennoch gab sie nicht auf. Sie wälzte sich blitzartig zur Seite, als er nach ihr griff, und seine Händen prallten gegen die Steine, auf denen sie eben noch gelegen hatte.

Sie warf einen Blick in die Richtung des Hotels, ob sie von dort Hilfe bekam, doch sie war einen Abhang hinuntergerollt und lag so unglücklich, daß man sie nicht sehen konnte.

Sie war ganz auf sich allein gestellt.

Lautlos folgte ihr der Untote. Nichts regte sich in seinem erstarrten Gesicht, als er erneut nach ihr griff.

Jane rannte los. Es war unerträglich kalt geworden, die Luft stach wie feine Nadeln in ihrem Gesicht. Vor Anstrengung traten ihr Tränen in die Augen. Durch einen Schleier hindurch erkannte sie, daß sie direkt auf den Abgrund zulief. Wenn sie nicht aufpaßte, nahm sie dem Untoten die Arbeit ab.

Sie schlug einen Haken, und das rettete sie noch einmal. Die Hände ihres Verfolgers fegten an ihr vorbei, daß sie den Luftzug fühlte.

Mit den Armen rudernd und nach Luft schnappend, hetzte sie den Abhang wieder hinauf. Sie mußte die Pistole finden!

Jane hatte mehr Glück, als sie erhoffte. Robert Maledusa geriet auf eine Geröllhalde, die unter ihm nachgab und als Steinlawine zu Tal jagte. Der Untote wurde mitgerissen und fing sich erst kurz vor der Kante des Plateaus an einem vorspringenden Felsen. Seine Händen packten zu. Die losen Steine donnerten unter ihm vorbei und verschwanden in der Tiefe. Er selbst konnte sich hochziehen.

Dadurch verlor er jedoch soviel Zeit, daß Jane inzwischen die Pistole erreichen mußte!

Sie lief auf die Stelle zu, an der sie gestürzt war. Noch einmal lächelte ihr das Glück. Sie entdeckte die Pistole auf Anhieb.

Mit einem Satz war sie bei der Waffe und streckte die Hand danach aus, als sie gepackt und zurückgerissen wurde.

Jane schrie gellend auf. Ihre Finger erwischten den Pistolenlauf.

Sie brachte die Waffe an sich, doch es half ihr nichts. Arme schlangen sich um ihren Körper und preßten ihre Hände so fest gegen ihre Hüften, als wäre sie gefesselt.

Der zweite Untote! Wie hatte sie ihn nur vergessen können! Es war die Angst vor Roberto Maledusa und die Aussicht auf Rettung gewesen. Zu spät erkannte sie, daß die zweite Bestie die ganze Zeit neben der Beretta in einer Felsspalte gelauert hatte für den Fall, daß Jane ihrem Verfolger entkam. Ganz logisch hatte der Untote geschlossen, daß sie dann hierherkommen würde.

Und sie war blindlings in die Falle gelaufen!

Jane konnte nur noch darauf hoffen, daß sie für einen Moment

wenigstens soviel Freiheit erhielt, daß sie die Pistole in ihrer Hand umdrehen und abdrücken konnte. Jede Verletzung mit einem Silbergeschoß mußte den Untoten ausschalten.

Er beging jedoch keinen Fehler, obwohl er einige Minuten wartete, bis sein Gefährte zu ihm stieß.

Ständig durch Felsblöcke oder in tiefen Rinnen gegen Sicht geschützt, entfernten sie sich von dem Hotel und näherten sich der Todeswand. Jane schloß mit ihrem Leben ab. Sie konnte sich selbst nicht mehr helfen, und es war niemand zu sehen, der sie im letzten Moment diesen Bestien entrissen hätte.

Jane wußte, daß Portaguerra seine Opfer auf dem Felsvorsprung hinrichtete, den die Bergsteiger »Nase« nannten. Sie erwartete, daß die Untoten sie dorthin bringen würden, doch sie hatte sich getäuscht.

Die beiden lebenden Leichen trugen sie bis an das Ende des Hochplateaus und schoben sie über den Rand hinaus.

Noch immer hielt Jane die Pistole umklammert, als wäre sie ihre letzte Verbindung zum Leben. Sie ließ sie erst los, als ihre Beine haltlos über den Abgrund hingen und die Untoten sie in die Tiefe stießen…

***

Im Hotel hängte ich mich erst einmal ans Telefon und rief Sergeant Ladono an. In Kurzform schilderte ich ihm, was vorgefallen war.

»Ich habe von der Störung der Seilbahn gehört, aber jetzt fährt sie wieder«, entgegnete er schroff.

»Fragen Sie das Ehepaar Loughelin, warum sie stehenblieb und was dann geschah!« rief ich gereizt. »Dann werden Sie einsehen, daß Sie die Seilbahn stillegen und die Gegend sperren müssen! Verstehen Sie nicht? Die Menschen im Tal sind in Gefahr! Und ich kann nicht garantieren, daß dieser Magier nicht weitere Opfer anlocken wird!«

»Das liegt nicht bei mir, das muß Grenoble entscheiden«, entgegnete er.

»Aber Sie fragen Shaun Loughelin und seine Frau?« hakte ich nach.

»Ja«, antwortete er nur und legte auf.

Nicht gerade sehr entgegenkommend, aber ich dachte nicht schlecht über meinen französischen Kollegen. Ich wußte, wie schwer es den meisten Leuten fiel, meine Schilderungen zu glauben. Viele zweifelten sogar noch, wenn sie es mit eigenen Augen gesehen hatten.

Ich ging auf mein Zimmer, duschte und zog mich um. Danach versorgte ich mich aus meinem Einsatzkoffer mit Waffen. Denn eines hatte ich schon erkannt. Nur mit Silberkugeln war Portaguerra nicht beizukommen. Dazu war er zu mächtig.

Anschließend erkundigte ich mich am Empfang, aber Jane war noch nicht zurückgekommen. Das machte mich stutzig. Ich hatte sie

gebeten, über das Hotel zu wachen. Jane hatte sich noch nie um eine Aufgabe gedrückt.

Die Sache wurde mir unheimlich, und ich beschloß, nach Jane zu sehen. Einmal umrundete ich das Hotel. Sie war weit und breit nicht zu sehen. Blieb vorläufig nur die Seilbahnstation, wo ich Domenico Chalor schon von weitem in seinem Rollstuhl sah.

Er blickte mir so finster entgegen, daß ich mich unwillkürlich fragte, was ich ihm wohl getan hatte.

»Wann werdet ihr Touristen endlich begreifen, daß ich meine Ruhe haben will?« rief er mir unfreundlich zu. »Ich habe…«

»Sie haben mir nur eine Frage zu beantworten!« sagte ich auch nicht sehr viel freundlicher. Ich schätzte es nicht, wenn ich durch die Sturheit der Leute in meiner Arbeit gehemmt wurde. »Eine Frage, aber auf die will ich eine Antwort! Früher werden Sie mich nicht los.« Ich lächelte knapp. »Mann, seien Sie doch nicht so! Ich will nichts von Ihnen! Ich suche meine Begleiterin.«

»Keine Ahnung«, brummte er und wirkte für einen Moment verlegen.

»Sie haben sehr wohl Ahnung«, entgegnete ich ungerührt. »War sie hier? Wo ist sie?« Ich trat einen Schritt näher. »Hören Sie! Es geht um Leben und Tod! Wollen Sie dafür verantwortlich sein, wenn ihr etwas zustößt? Wenn sie am Fuß der Wand liegt, zerschmettert, obwohl Sie hätten helfen können?«

Er wich meinem Blick aus. »Sie ist vor zwanzig Minuten gegangen«, sagte er leise. »Dort hinüber. Mehr weiß ich nicht.«

»Vielen Dank!« Ich verließ die Station wieder und musterte das Gelände, das Chalor angedeutet hatte. Von Jane keine Spur.

Ich spüre, daß hier etwas nicht stimmte. Wäre Shaun bei mir gewesen, hätte er mir helfen können. Die Wetterlage spitzte sich bedrohlich zu. Was sich viele Leute aus dem Flachland nicht vorstellen können, aber auf diesen hohen Alpenbergen kann es sogar im Hochsommer einen Schneesturm geben. Genau danach sah es aus, wenn mich nicht alles täuschte. Schwarze Wolken schoben sich vom Gipfelkreuz auf mich zu. Wenn ich mich nicht beeilte, erreichten sie das Hotel noch vor mir. Bei dieser Vorstellung graute mir, da ich mir ausrechnen konnte, wie leicht man sich hier oben verirren und in eine Steilwand geraten konnte. Die Wolken schienen das Ende der Welt zu bringen, düstern und bis in den höchsten Himmel reichend, pechschwarz und doch nicht in sich geschlossen. Weiße Fetzen leichterer Wolken wirbelten mit unglaublicher Geschwindigkeit in den Ballungen der turmartigen Wetterfront.

»Jane«, flüsterte ich. Gegen einem Dämon konnte ich etwas unternehmen, gegen eine Gewitterfront nichts.

Ich begann zu laufen. Wo war Jane? War sie unseren Feinden in die Hände gefallen? Wenn ja, was hatten sie mit ihr gemacht?

Ich war fest entschlossen, doch nicht in das Hotel zu gehen, sondern nach meiner Begleiterin zu suchen. Ungefähr hundert Meter vor dem Hotel erwischte mich die erste Sturmbö.

Plötzlich bekam ich keine Luft mehr, weil der Sturm sie förmlich aus meinem Mund saugte. Erst als ich meine Jacke vor den Mund preßte, ging es einigermaßen. Ich konnte mich jedoch kaum auf den Beinen halten, wurde von einer riesigen Faust gepackt und um ein Haar von den Füßen gerissen. Weit vornüber geneigt lag ich auf dem heulenden und orgelnden Sturm.

Dann trafen mich die ersten Tropfen. Sie klatschten wie Schüsse, aus einem Wasserwerfer in mein Gesicht und blendeten mich. Das Wasser lief mir in die Augen, daß ich fast nichts sah, und wischte ich es weg, bekam ich sofort die nächste Ladung voll ab.

In meinen Ohren dröhnte es. Ich glaube, ich schrie, doch ich hörte meine eigene Stimme nicht mehr.

Rings um mich wurde es schwarz wie in einer mondlosen Nacht.

Ich streckte tastend eine Hand vor und zog sie mit einem schmerzlichen Aufschrei zurück, als mich ein harter Schlag traf.

Hagel!

Taubenei großer Hagel!

Ich kam nur unverletzt davon, weil die Körner noch nicht allzu dicht fielen. Zwei trafen meinen Kopf, als habe jemand Steine nach mir geschleudert. Vor meinen Augen blitzten Sterne.

Ich schützte Kopf und Gesicht mit meinen Armen und stolperte blindlings vorwärts. Wehe dem, der sich jetzt nicht in der Nähe einer schützenden Unterkunft befand.

Plötzlich ließ der Druck des Sturmes nach. Ich taumelte in den Windschatten des Hotels, prallte keuchend gegen die Wand und schob mich daran weiter, bis ich den Haupteingang erreichte.

Mit einem Ruck stieß ich die Tür auf und wankte in die Halle. Sofort waren zwei Mann vom Personal neben mir. Der eine stützte mich, der andere rammte die Tür ins Schloß und legte einen schweren Riegel vor.

Der Sturm hätte das normale Schloß mit Leichtigkeit aufgesprengt.

Ich schüttelte meinen Helfer ab. »Wo ist Miß Collins?« rief ich.

Ringsum ratlose Gesichter.

Der Amateurfotograf zuckte die Achseln. »Wir dachten, sie wäre bei Ihnen, Monsieur Sinclair«, sagte er.

Da wußte ich, daß Jane in dieser Hölle da draußen steckte…

***

So also ist der Tod!

Das war Janes letzter Gedanke, als die Untoten sie über den Rand des Plateaus stießen.

Sie fiel, stürzte ohne jeden Halt in die Tiefe.

Jeden Moment rechnete sie mit dem tödlichen Aufprall, der ihren Körper zerschmettern würde.

Ein fürchterlicher Ruck!

Jane Collins sah nicht, daß sie keineswegs gegen einen Felsen schlug, sondern daß mumifizierte Knochenhände aus einer Höhle in der senkrechten Wand hervorschnellten und sie mit unfaßbarer Sicherheit abfingen.

Portaguerras Griff bremste Janes freien Fall nur wenig federnd ab. Sie war nicht tief gestürzt, sonst hätte dieses Manöver des Magiers sie getötet. So aber verlor sie nur das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf glattem, kaltem Untergrund. Ihr Blick war in den Himmel gerichtet, auf dem eine schwarze Wolkenwand näherkam.

Jane versuchte, sich zu bewegen. Nur allmählich kam die Erinnerung an das Geschehene zurück. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie abgestürzt war.

Mit einem gellenden Schrei setzte sie sich auf und fiel gleich wieder zurück. Alles tat ihr weh. In diesen Sekunden glaubte sie nichts anderes, als daß sie durch ein glückliches Schicksal auf diesem Vorsprung aufgeschlagen und leicht verletzt liegen geblieben war. Doch jeder Knochen im Leib schmerzte. Noch wußte sie nicht, daß es lediglich die Nachwirkungen davon waren, daß der Magier sie aufgefangen hatte.

Sie wurde gleich darauf eines Besseren belehrt. Der mumifizierte Schädel beugte sich über sie, und zum ersten Mal sah sie den Magier aus der Nähe. Der Schreck fuhr ihr durch Mark und Bein, doch sie bemühte sich, es ihn nicht merken zu lassen. In ihrem Gehirn rasteten ein paar Schaltungen ein. Sie ahnte die halbe Wahrheit.

»Willkommen, Jane Collins!« Portaguerra lachte knatternd. Mit einem knisternden Geräusch glitten seine eingetrockneten Lippen von den gelben Zähnen zurück. »Vor einem halben Jahrtausend hätte ich es noch zu schätzen gewußt, eine so schöne Frau in meine Obhut gebracht zu haben. Heute freue ich mich lediglich darüber, daß ich meinem Feind John Sinclair einen so schweren Schlag zugefügt habe. Du bist mein Köder, Jane Collins! Meine treuen Sklaven haben sich genau an meine Befehle gehalten und dich zu mir gebracht.«

»Wo… wo bin ich?« Jane mußte sich räuspern. Ihre Kehle war ausgedörrt.

»Auf jenem Felsvorsprung, den die Menschen ›Nase‹ nennen.«

Wieder dieses häßliche, abstoßende Lachen. »John Sinclair kennt ihn, und er hat bewiesen, daß er imstande ist, bis hierher zu klettern. Und das ist wichtig! Ich will, daß er dich rettet, Jane Collins! Gemeinsam werdet ihr dann in den Tod fahren!«

Er warf noch einmal den Kopf in den Nacken, lachte grausam auf und entschwand auf einem Felsenband, das so schmal war, daß Jane es niemals im Leben betreten hätte.

Sie grübelte über die Worte des Magiers nach. Es stimmte, sie lag auf dem Vorsprung, den ich ihr beschrieben hatte. Aber was hatte er damit gemeint, ich sollte sie befreien, und gemeinsam würden wir in den Tod…

Jane stand auf und trat einen Schritt auf die Kante zu. Sie hörte hinter sich ein verdächtiges Knirschen und sprang hastig zurück.

Ihre Augen weiteten sich in namenlosem Grauen, als sie den haarfeinen Riß entdeckte, der sich dicht an der Wand quer über die »Nase« zog.

Blitzartig durchschaute sie den Plan des Magiers. Sie kannte den Weg aus der Wand nicht. Daher konnte sie nicht fliehen. Irgendwann würde ich kommen, um sie zu retten. Portaguerra aber hatte den Felsvorsprung durch diesen haarfeinen Riß von der Wand getrennt. Noch hielt das Gebilde, aber unter dem Gewicht von zwei Personen mußte es abbrechen und alle darauf befindlichen Menschen mit in die Tiefe reißen.

Ein satanischer Plan. Portaguerra hatte jedoch einen Fehler begangen. In der Überheblichkeit vieler Schwarzblütler und ihrer Handlanger hatte er sich mit seiner vermeintlichen Klugheit gebrüstet und nicht mit Janes Scharfsinn gerechnet.

Jane Collins schöpfte Hoffnung. Sie brauchte mich nur rechtzeitig zu warnen, wenn ich tatsächlich kam, so daß ich den Felsen nicht betrat. Ich würde ihr den Weg zurück auf das Plateau zeigen, und alles war in Ordnung.

Es sollte ganz anders kommen…

Zu allererst aber brach das Unwetter auch über Jane herein, so daß sie sich eng an die Felswand schmiegen mußte, um nicht von den eigroßen Hagelkörnern erschlagen zu werden. Innerhalb weniger Sekunden war sie bis auf die Haut durchnäßt und zitterte vor Kälte. Und unausgesetzt beobachtete sie den feinen Haarriß, ob er sich erweiterte und ihr vielleicht vorzeitig und gegen den Willen des Magiers den Tod brachte!

***

Die Schulklasse stammte aus Grenoble und unternahm mit drei Lehrern eine Wanderung am Col du Lauterset. Die zweiundzwanzig Jungen und Mädchen im Alter von zwölf Jahren blieben allerdings in den Waldregionen. Das Hochgebirge wäre für sie zu gefährlich gewesen.

Als das Unwetter ohne jede Vorwarnung hereinbrach, flüchteten alle unter die schutzbietenden Bäume. Die drei Lehrer sammelten die

Gruppe und zählten nach. Erschrocken stellten sie fest, daß sieben Kinder fehlten. Eine Suche war jedoch im Moment unmöglich, da man die Hand nicht mehr vor den Augen sah, obwohl es erst drei Uhr nachmittags war.

Erst viel später sollte man feststellen, daß die Vorfahren der sieben vermißten Kinder aus Modane stammten…

Die sieben hatten sich im Wald verirrt, weil sie durch eine Nebelbarriere von den anderen getrennt wurden. Ängstlich drängten sie sich zusammen, als wie aus dem Boden gewachsen drei Männer vor ihnen standen. Die Gesichter konnten sie nicht sehen, weil die Fremden die Kapuzen ihrer Anoraks über die Köpfe gezogen hatten, aber sie wirkten wie Bergsteiger. Deshalb vertrauten ihnen die Kinder, als die Männer ihnen zuwinkten und durch Gesten zu verstehen gaben, daß sie ihnen helfen wollten.

Tatsächlich brachten die drei Fremden sie sicher ins Tal zur Seilbahnstation, in der wie jeden Tag George Renard seinen Dienst tat. Bei diesem Wetter würden keine hübschen Touristinnen kommen, dachte der junge Mann soeben, als sich die Tür des Kontrollraums öffnete. Der Sturm fauchte herein und riß Blätter vom Tisch.

Verärgert drehte sich George um und wollte etwas sagen, sah einen vermummten Mann hinter sich und erhielt im nächsten Moment einen Schlag, der ihn gegen die Wand schleuderte. Bewußtlos brach er zusammen. Er kam mit dem Leben davon.

Die drei Untoten drängten die Kinder in die Gondel, ehe diese etwas begriffen. Während der Fahrt auf den Col du Lauterset sahen die Kinder die Gesichter ihrer Entführer. Sie begriffen zwar nicht, wen sie vor sich hatten, doch das Entsetzen machte sie gefügig. Sie leisteten keinen Widerstand, als sie in der Bergstation aussteigen mußten.

»He, was soll das?« schrie Domenico Chalor. Er rollte auf die seltsame Gruppe zu. »Was machen Sie mit den Kindern? Wieso fahren Sie überhaupt…«

Weiter kam er nicht.

Einer der Untoten trat vor und versetzte dem Rollstuhl einen harten Tritt.

Domenico Chalor wurde mitsamt dem Stuhl über die Kante des Bahnsteigs hinausgeschleudert.

Dreihundert Meter tiefer prallte er auf und blieb tot liegen…

Die drei Untoten trieben die Kinder durch das etwas nachlassende Unwetter an dem Berghotel vorbei.

Ihr Ziel war die Todeswand, wo Portaguerra geifernd und rachsüchtig auf die nächsten Opfer lauerte.

***

Ich stand an einem Fenster der Halle und starrte ungeduldig in das

tobende Unwetter hinaus. Jane! Immer wieder dachte ich ihren Namen. Das Herz schlug mir im Hals. Sollte ich sie nie wiedersehen? Was passierte da draußen in dem schauerlichen Unwetter mit ihr?

Meine Augen brannten, so intensiv starrte ich in den strömenden Regen. Wenn mich nicht alles täuschte, ließ die Wucht des Sturms etwas nach.

Da sah ich den makabren Zug! Ich erkannte die drei Untoten auf Anhieb, obwohl sie sich hundert Meter entfernt am Hotel vorbeibewegten. Sie trieben… sieben Kinder vor sich her!

»Achtung!« schrie ich. »Los, ein paar Männer zu mir! Wir müssen den Kindern helfen!«

Die Gäste waren auf ihrem Zimmer. Das Besitzerehepaar und Adriana Maledusa ließen sich ebenfalls nicht blicken. Aber der Amateurfotograf und drei seiner Kollegen kamen zögernd auf mich zu.

Ich erklärte ihnen, was sie zu tun hatten. Ich brauchte sie nicht zum Kämpfen. Sie sollten den Kindern helfen, sobald ich sie aus den Klauen der Untoten befreit hatte.

Sie folgten mir in einigem Abstand. Ich mußte mich noch immer gegen den Sturm stemmen, wenn auch nicht mehr so heftig wie zu Beginn des Unwetters. Mit weit ausholenden Schritten rückte ich dichter auf und sah schon die Gruppe vor mir, als die Untoten auf mich aufmerksam wurden. Zwei von ihnen trieben die Kinder zu größerer Eile an. Der dritte – der letzte noch existierende Lerois-Bruder – stellte sich mir in den Weg.

Die Beretta lag wie festgeschweißt in meiner Hand. Er wandte einen Trick an. Er schleuderte einen Stein nach mir, daß ich den Kopf zur Seite reißen mußte. Haarscharf pfiff der Stein an meinem Gesicht vorbei.

Die Silberkugel traf. Kein Trick half ihm mehr. Das geweihte Silber setzte seiner dämonischen Existenz ein Ende. Der Sturm riß die Asche mit sich, zu der er zerfiel.

Mit weiten Sprüngen hetzte ich hinter den Kindern her. Vor mir tauchten die Warnschilder an der Todeswand auf. Ich mußte die Kinder retten!

Ein Untoter an der Spitze, der zweite am Schluß des Zuges, die Kinder dazwischen. Ich lief, als ginge es um mein eigenes Leben, erstarrte mitten im Lauf, legte an und schoß.

Roberto Maledusa stürzte. Blieb nur noch ein Untoter.

Ich winkte die Hotelangestellten zu mir, rannte weiter und schrie aus Leibeskräften. Die Kinder hörten meine Stimme. Ich wußte nicht, ob sie mich verstanden, aber sie fühlten, daß ich ihnen helfen wollte, und sie liefen mir entgegen.

Ich deutete auf die nachfolgenden Männer, die die geretteten Kinder in Empfang nahmen und zum Hotel zurückbrachten.

Doch dann sah ich den letzten Untoten und stockte. Er hatte einen Jungen gepackt, den letzten der Gruppe, preßte ihn an sich und tauchte soeben in die Todeswand ein.

Die Wolken rissen auf. Der Regen versiegte. Der Sturm legte sich.

Totenstille herrschte rings um mich.

Jetzt mußte ich doch in die Wand steigen! Ich tat es doppelt vorsichtig. Shaun war nicht bei mir, und die Steine waren naß. Konzentriert kletterte ich hinter dem Unhold her. Er wollte zur »Nase«, und als ich einen kurzen Blick in die Tiefe warf, krampfte sich mein Herz für einen Moment zusammen.

Jane stand auf der »Nase«, naß und mit aufgelösten Haaren, aber lebendig! Sie blickte unverwandt zu mir herauf. Der Untote hielt auf sie zu.

Ich kletterte weiter. Nun kam das schwierigste Stück. Ich rief mir jeden Griff, jede Bewegung in Erinnerung, die ich gemeinsam mit Shaun getan hatte. Und ich dachte an Jane und den Jungen, die ohne mich verloren waren.

Wahrscheinlich schaffte ich es nur deshalb. Kurz hinter dem Untoten erreichte ich die »Nase«, hielt zwei Meter über dem Vorsprung an und drehte mich halb um, zog meine Beretta und zielte.

»John, bleib oben!« schrie Jane mir zu.

Ich wußte nicht, was sie meinte. Portaguerra tauchte hinter einem Felsen auf. Wie ein Schemen strich er durch die Wand, betrat jedoch nicht die »Nase«! Auch der Untote blieb auf einen Wink seines Meisters unmittelbar vor Jane stehen, ohne seinen Fuß auf die »Nase« zu setzen.

»Jane, der Junge!« schrie ich und schoß.

Die Silberkugel bohrte sich in den Untoten. Seine Hand glitt ab, sich auflösend, stürzte er gemeinsam mit dem Jungen.

»John, nein!« schrie Jane, packte dennoch den Jungen, entriß ihn dem sterbenden Untoten und preßte ihn an sich.

Portaguerra stand auf der anderen Seite der »Nase« und lachte höhnisch, obwohl ich soeben seinen letzten Sklaven vernichtet hatte! Wieso freute er sich darüber?

Ich dachte nicht nach; stieß mich ab und landete auf der »Nase«!

Damit hatte Porgaguerra wahrscheinlich nicht gerechnet. Ich feuerte ununterbrochen, und jedes Silbergeschoß traf.

Portaguerra starrte mich mit seinen Leichenaugen an. Er trat taumelnd einen Schritt vorwärts und betrat die »Nase«, wankte auf mich zu und stürzte vor meine Füße.

Er existierte noch immer!

Ich riß den Silberdolch aus der Scheide am Gürtel und stieß zu.

Die Spitze traf den Felsen unter dem mumifizierten Magier. Ich konnte den Dolch nicht zurückziehen.

»John! Schnell!« Janes Stimme überschlug sich.

Ich wirbelte herum. Jetzt erst sah ich den Spalt dicht an der Wand. Die »Nase« brach ab! Portaguerra hatte mir eine Falle gestellt, die offenbar nicht so schnell ansprach, wie er gedacht hatte.

Deshalb hatte er triumphiert und sich in Sicherheit geglaubt! Er hatte damit gerechnet, daß wir alle augenblicklich abstürzten, sobald ich den Vorsprung betrat. Die Verzögerung des Unglücks kostete ihn das Leben!

An Jane vorbei schnellte ich mich gegen die Felswand. Es knackte laut. Die »Nase« senkte sich. Der Spalt wurde handbreit.

Ich kletterte ein Stück voraus und streckte die Hand hinunter.

Jane hob mir den Jungen entgegen. Ich packte ihn und zog ihn zu mir herauf, preßte ihn an mich und hielt ihn fest.

»Auf den schmalen Vorsprung rechts von mir!« befahl ich Jane.

Die ganze Wand erbebte, als sich die »Nase« im nächsten Moment neigte und mitsamt dem von meinem Dolch durchbohrten Magier in die Tiefe sauste.

Den donnernden Aufprall hörten wir bis zu uns herauf…

***

Die Bergwacht befreite uns zwei Stunden später mit einem Rettungshubschrauber. Es wunderte mich nicht, daß sich Shaun Loughelin an Bord des Helikopters befand.

Ohne seine Kollegen von der Bergwacht, begleitete mich Shaun anschließend schweigend zu der Stelle, an der sich die »Nase« in den weichen Waldboden am Fuß der Todeswand gebohrt hatte. Sie war beim Aufprall nicht zersprungen.

Wir kletterten auf den mächtigen Felsbrocken hinauf. Portaguerra war nicht mehr. Auf dem Felsen lag ein Skelett. Umhang und Mumienhaut waren aufgelöst. Der silberne Dolch steckte aus einem rätselhaften Grund tief im Stein.

Ich griff zu und zog die Waffe mit dem kreuzförmigen Griff heraus.

Im nächsten Moment knisterte es. Portaguerras Skelett zerfiel.

Der feine Sprühregen wusch die Reste fort.

In dieser Nacht wohnten Jane und ich im Haus der Loughelins.

Wir sprachen bis weit nach Mitternacht über das gemeinsam Erlebte und über meine früheren Fälle. Nach einer viel zu kurzen Nacht brachten uns Shaun und Minouche zum Bahnhof.

Als wir abfuhren, wußten wir, daß wir Freunde zurückließen.

Jane stand neben mir am Abteilfenster und winkte den kleiner werdenden Gestalten zu. »Weißt du, John«, sagte sie und schmiegte sich an mich. »In solchen Momenten weiß ich, wofür wir das alles tun!«

Ich legte einen Arm um sie, während ich ebenfalls winkte. »Wie

meinst du das, Darling?« fragte ich.

Der Zug bog um eine Kurve. Wir konnten die Loughelins nicht mehr sehen.

»Na, weißt du!« Jane hob mir ihr Gesicht entgegen. »Ohne unser Eingreifen lebte Minouche nicht mehr. Und ohne sie könnte ich mir Shaun gar nicht vorstellen. Er ist ein Kerl von einem Mann, aber ohne seine Frau ist er wie… wie …« Sie suchte nach einem passenden Vergleich. »Wie du ohne mich!« sagte sie mit einem strahlenden Lächeln.

»Also ein glücklicher Mann«, sagte ich und küßte sie rasch, bevor sie begriff, was ich eben gesagt hatte.

ENDE